

BERLIN, FEBRUAR 1936 · III. JAHRGANG 2. FOLGE

PREIS 15 RPF.

DER SCHULUNGSBRIEF

REICHSSCHULUNGSAMT DER NSDAP
UND DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT

Nationalsozialistische Monatshefte

Einst vom Führer selbst ins Leben gerufen, heute von Reichsleiter Alfred Rosenberg herausgegeben, üben die NS.-Monatshefte entscheidenden Einfluß aus auf die Entwicklung eines neuen, von überstaatlichen Geistesmächten unabhängigen deutschen Kulturlebens. Nationalsozialistische Zusammenarbeit zwischen Stirn und Faust bestimmt das Gesamtbild der NS.-Monatshefte. Gehalt und Form entsprechen einander. Sorgfältiger, klarer Druck, gutes, holzfreies Papier und — nicht zuletzt — die vorbildlich lebenstreue und gegenständliche Wiedergabe von Kunstblättern alter und neuer Meister vervollständigen den Charakter der zielweisenden kulturpolitischen Zeitschrift des Dritten Reiches.

Nationalsozialisten

lesen

Nationalsozialistische Monatshefte

Einzelnummer RM. 1,20, vierteljährlich RM. 3,60 zuzüglich Bestellgebühr

Bezug durch alle Postanstalten und Buchhandlungen

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. G.m.b.H.,
München – Berlin



BERLIN, FEBRUAR 1936 · III. JAHRG. · 2. FOLGE

Der Schulungsbrief

Reichsschulungsamt der NSDAP. und der DAF.

Aus dem Inhalt:

Theodor Lüddecke: Friedrich List

Vorkämpfer der Nationalwirtschaft

Kaum ein anderer Deutscher wurde für große Taten mit größerem Undank belohnt als Friedrich List. Trotzdem blieb er, was er war: ein Marschall Vorwärts des Geistes und der nationalen Wirtschaft.

Ein Mensch, der sich so wenig schonte, der sein Leben ganz und gar zum Gefäß einer Idee machte, der sich in vollem Umfange für sein Vaterland opferte, den alles Leid, das er gerade von seinen eigenen Volksgenossen zu erdulden hatte, niemals zum Hassen verführte, muß uns etwas zu sagen haben. Die nationalsozialistische Bewegung hat von der wissenschaftlichen Nationalökonomie der liberalistischen Ära bisher nicht allzuviel brauchbare Antriebe beziehen können, weil nämlich diese Ökonomie gar keine „National"ökonomie, sondern eine Internationalökonomie war. Die sogenannte „klassische" Ökonomie des Engländers Adam Smith war ihr alles. Unsere „klassische" Nationalökonomie liegt ganz woanders. Wir haben sie bei dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. und bei Friedrich List zu suchen, dessen „Nationales System der politischen Ökonomie" nicht mit bloßen Handelswerten und Kapitalmengen rechnet, sondern auf die „Produktivkräfte" der Nation zurückgreift. List trat der englisch-liberalistischen Schule entgegen, die den Staat mehr oder weniger verachtete und damals auch verachten konnte, weil die Insel für England den Staat in hohem Maße ersetzte. Diese Schule kümmerte sich auch nicht um Unterschiede der Kultur, der völkischen Eigenart, der besonderen geographischen Lage der Nationen, sondern sprach einfach vom „homo oeconomicus", den wir uns etwa als einen wirtschaftenden Normalmenschen im Din-Format vorzustellen haben. List schuf die nationale Ökonomie, die der ganz andersgearteten Festlandslage Deutschlands entsprach.

Die allgemeine Lage

Im Jahre 1769 erhielt der Engländer Richard Arkwright das erste Patent auf seine mechanische Spinnmaschine. 1771 beginnt sie zu arbeiten. Kurz darauf erfindet der Engländer Cartwright den mechanischen Webstuhl. Diese beiden Maschinen werden mit der ebenfalls um diese Zeit von James Watt erfundenen Dampfmaschine zusammengekoppelt. Damit waren die modernen Grundlagen der englischen Textilindustrie geschaffen worden. Die Ostindische Companie, die damals der bedeutendste Baumwollimporteur Europas war, erzielte im Jahre 1771 einen Überschuß von sechs Millionen Pfund Sterling. Und im Jahre 1776 erschien das Buch von Adam Smith über den „Reichtum der Nationen".

England macht sich daran, die Welt zu bekleiden. Fabrikanten stecken Fünfpfundnoten an den Hut, um sich von den armseligen Handspinnern und -webern zu unterscheiden. Die alten Handwerkerzünfte in England müssen vor der Maschine kapitulieren. Die berühmten „Maschinenstürme" setzen ein, aber die Maschine ist stärker. Frauen- und Kinderarbeit blüht. Die englische Landwirtschaft mit ihrer Schafzucht geht zurück. Die Menschen ballen sich in den Städten zusammen. Arbeitszeiten von 14, 16 und gar 18 Stunden täglich sind keine Seltenheit. Unter den Spinnern und Webern herrscht bittere Not. Das ist die Begleitmusik der Tatsachen zu Adam Smiths „klassischer Ökonomie". Englische Waren überschwemmen Europa. Überall gerät das alte Handwerk in schwere Bedrängnis. Die englische Industrie ist um viele Pferdelängen und „Pferdekräfte" voraus. Die deutsche Wirtschaftsverfassung trägt noch größtenteils agrarischen und handwerksmäßigen Charakter. Die englische Ökonomie predigt den Freihandel! Abschaffung der Zölle! Nur kein staatlicher Schutz für die nationalen Wirtschaften Europas! Denn in diesem Falle wäre ja der englische Warenstrom an der Ausbreitung gehemmt! Der Staat ist dem Handel nur hinderlich. Wirtschaftliches Freihandelssystem und als Gegenstück dazu das politische Freihandelssystem des Parlamentarismus — das ist die Losung!

Friedrich List sagt sich: Niemals wird Deutschland eine eigene, in sich harmonisch entwickelte und leistungsfähige Nationalwirtschaft aufbauen können, wenn es sich zum europäischen Kon-

sumentenvolk herabdrücken läßt. Es muß seine Produktivkräfte selber entwickeln. Zu diesem Zweck braucht es Schutzzölle. Und es braucht wirtschaftliche und politische Geschlossenheit! Der deutsche Lebensraum ist noch vollkommen zersplittert. Engherziger Partikularismus steht in Blüte. Zwischen all den kleinen Ländern und Ländchen recken sich Zollschranken auf.

Leben und Leistung

Der große Gegner des Wirtschaftsliberalismus wurde am 6. August 1789 in Reutlingen als Sohn eines alteingesessenen, angesehenen Weißgerbers geboren. 1789? Es ist das Jahr, in dem die französische Revolution ihr Haupt erhebt.

Der Vater schickt ihn auf die Lateinschule. Ein Musterknabe ist er dort nicht. Der Mangel an frischer Luft macht sich bemerkbar. Der biedere Weißgerbermeister steckt seinen Sohn schließlich in die Werkstatt. Gerben hat eine große Zukunft!

Hier erwirbt sich der Junge einen gesunden Blick für praktische Verhältnisse. Später wird er Stadtschreiber und lernt den trockenen Bürokratismus aus nächster Nähe kennen. Er malt große und saubere Anfangsbuchstaben auf seine Aktenstücke. Das mußte damals sein! 1813 wird er nach Tübingen versetzt. Hier gab es eine Universität. List stürzt sich nebenbei auf das Studium der politischen Wissenschaften. Er hat ein außerordentliches Tempo im Leibe. Als gelernter Weißgerber ist er praktischer als die Professoren vom grünen Tisch. Seine große Gelegenheit kommt. Er lernt den Minister von Wangenheim kennen und wird als Außenseiter zum Professor in Tübingen ernannt. Die Studenten staunten! Das war ja ein Mann, den man ohne weiteres verstand! Wenn man ihn reden hört, denkt man, daß Deutschland an der Grenze von Württemberg noch nicht aufhört. Wenn das man gut geht!

Es ging natürlich nicht gut. Intrigen setzten ein. Sie verstärkten sich, als er im Jahre 1819 in Frankfurt a. M. den Deutschen Handelsverein gründete. Sein Ziel ist, die Binnenzölle abzuschaffen und dafür nationale Erziehungszölle einzuführen, die dem ganzen deutschen Wirtschaftsraum zugute kommen sollen. Im Schutze dieser Zölle soll eine bodenständige deutsche Industrie emporwachsen. Die geistige Anregung zum großen preußisch-deutschen Zollverein, der am 1. Januar 1834 ins Leben trat und den deutschen Raum zunächst einmal in wirtschaftlicher Beziehung zusammenfaßte, ist zum entscheidenden Teil von Friedrich List ausgegangen. Inzwischen hatte List kurz nach der Gründung des Handelsvereins seine Professur geopfert.

List stellte rastlos weitere Überlegungen an: Ein späteres Erfordernis des größeren und einheitlicheren Zollgebietes mußte eine entsprechende Verbesserung der Verkehrsmittel sein. In den Kleinstaaten mit ihren kleinen Wirtschaftsräumen brauchten nur kleine Entfernungen überbrückt zu werden. Den Raum der kleinen Stadtwirtschaften mit ihrem agrarischen Hinterland konnte man sogar zu Fuß abschreiten. Der durch Vereinheitlichung größer gewordene deutsche Wirtschaftsraum mußte sich erst die Mittel schaffen, um diesen Raum auch zu überwinden und die Produzenten und Konsumenten der verschiedenen Gegenden zueinander zu führen. List mußte damals gegen den kleinstaatlichen Absolutismus und die daran interessierte Regierung in Wien auftreten. Er ist schließlich an diesem Gegensatz zerbrochen. Das Große an ihm ist, daß er schon damals einsam und für sich das Problem durchdacht und gelöst hat, wie sich der technische Fortschritt mit einer in sich gesunden und harmonischen Nationalwirtschaft vereinigen läßt. Er mußte versuchen, das staatliche Kleid, das den deutschen Volkskörper umschloß, weiter zu machen, damit die Fülle der technisch-wirtschaftlichen Neuerungen, die das Jahrhundert mit sich brachte, hineinpaßte.

Im Jahre 1819 wird List in den Württembergischen Landtag gewählt. Seine Gegner lassen aber die Wahl für ungültig erklären. Eine glänzende Wiederwahl bestätigt seine Stellung. List nimmt kein Blatt vor den Mund. Schneidig greift er den Schlendrian in der Verwaltung an, den er ja aus eigener Anschauung genugsam kannte. Er wird zu schweren Freiheitsstrafen verurteilt und kommt auf die Festung. Festungen haben noch so manchem großen Mann Zeit und Gelegenheit gegeben, seine geistigen Waffen zu schleifen.

Gegen das Versprechen, nach Amerika auszuwandern, wird List schließlich entlassen. Er, der deutscheste aller Deutschen, entschließt sich im Jahre 1825 bitteren Herzens, in die Fremde zu

gehen. Amerika empfängt ihn mit offenen Händen. Das Land, das sich seit 1776 politisch von England gelöst hatte, befand sich in einer ganz ähnlichen wirtschaftlichen Lage wie Deutschland. List konnte seine Beweisgründe auch in Amerika ohne weiteres zur Geltung bringen. Sein Ansehen steigt mächtig. Auch persönlich begünstigt ihn noch einmal das Glück. Durch einen Zufall entdeckt er in Pennsylvanien große Kohlenfelder, wird Unternehmer und wohlhabend. Seine tapfere, so oft kränkliche Frau und die Familie atmen auf. Durch sein Kohlenfeld kommt er auch in nähere Berührung mit dem Eisenbahnwesen. Die Eisenbahn, durch die er seine Gruben mit den Märkten verbindet, steigert den Gewinn des Unternehmens außerordentlich.

Hätte er hier noch fünfzehn Jahre weitergearbeitet, wäre er wahrscheinlich mehrfacher Millionär geworden.

Nur fünf Jahre bleibt er in Amerika. Als ihm die Regierung eine Möglichkeit gibt, als amerikanischer Konsul nach Hamburg zu gehen, greift er zu. Weshalb wird er nicht Millionär in Amerika? Weshalb geht er nicht unter die Vanderbilts, Goulds, Carnegies, Rockefellers? Weil er ein zu guter Deutscher war! Weil er trotz aller amerikanischen Erfolge von einem großen Heimweh geplagt wurde. Jawohl! Deutschland hatte ihn mißhandelt. Aber List blieb List und ein Deutscher. Es wurde kein Mister „Leist" daraus.

Bald vertauscht List das Hamburger Konsulat mit dem Leipziger. Das ist fast symbolisch: Er geht noch tiefer hinein in den deutschen Raum, um den er leidvoll weiterkämpfen sollte bis an sein bitteres Ende.

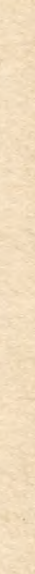
Er sieht jetzt die Gefahren der deutschen Kleinstaaterei noch viel deutlicher. In zahlreichen Denkschriften setzt er die Bedeutung auseinander, die die Eisenbahnen für die Wirtschaft und nicht zuletzt auch im Kriegsfalle haben. Aber er wird auch diesmal nicht verstanden. Er gründet eine Zeitung, in der er für den Bau von Eisenbahnen eintritt. Sein ganzes Vermögen opfert er im Dienst der Sache. Als aber sein Ringen schließlich zu praktischen Realisierungen führt, drängt man ihn wieder beiseite. Die Früchte ernteten immer andere. Er muß sich wieder abwenden von seiner Heimat. In Paris beginnt er mit der Abfassung seines Hauptwerkes. Das „Nationale System der politischen Ökonomie". Es erscheint 1841. Der Vorwurf, daß die Praktiker meist nicht weitblickend und die Wissenschaftler nicht praktisch genug seien, kann Friedrich List nicht treffen, denn er vereinigt beide Fähigkeiten. Ganz nebenbei hat er sich noch wesentliche Verdienste um die Entwicklung des deutschen Lexikons erworben. Das „Staatslexikon", das 1843 erschien, ist aus seinen Anregungen entsprungen und begonnen. Allerdings haben es auch hier wieder andere verstanden, die Früchte seiner Arbeit zu ernten.

Das ungeheure Tempo seines Lebens hat seine Gesundheit geschwächt. Der Heimatlose findet keine neue Heimat mehr. Günstige Angebote ins Ausland schlägt er aus. Seine Gegner können frohlocken. Sie haben das Kämpferherz dieses Mannes schließlich doch gebrochen.

Am 30. November 1846 verläßt ein müder Mann die Stadt Kufstein und wandert einsam ins Unbekannte. Unter einem Schneemantel verborgen wird er und die Pistole gefunden. Als wollte die kalte Jahreszeit mehr Mitleid bekunden, als die Menschen seiner Zeit aufgebracht hatten.

So starb ein Mann, der zu den größten und besten Söhnen Deutschlands zu zählen ist. Friedrich List ist kein amerikanischer „Eisenbahnkönig" geworden, er starb arm. Trotzdem gilt er als der König der deutschen Eisenbahnen. Auf seinem Denkmal aber sollten die Worte stehen: „Es soll nicht wieder vorkommen — Deutschland verspricht es dir!"

Friedrich List, 1789 geboren, 1818 Professor für Staatskunde und Staatspraxis in Tübingen, legte aus politischen Gründen 1819 sein Amt nieder — kam 1820 in die Kammer, erhielt 1822 Festungsstrafe — 1825 bis 1833 in Amerika; wirkte für den Ausbau des deutschen Eisenbahnnetzes, zunächst der Leipzig — Dresdener Eisenbahn; „Über ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems" (1833), „Das Nationale System der politischen Ökonomie" (1840). — Die 1925 gegründete Fr.-List-Gesellschaft in Stuttgart gibt seit 1927 die Werke Lists heraus. Tod: 1846 in Kufstein.



FRIEDRICH LIST

DIE FAHNE HOCH!

HORST WESSEL

* 9. 10. 1907 † 23. 2. 1930

Horst Wessel

† 23. 2. 1930

Kaum einer von uns, der dich gekannt,
und doch auch keiner, der dich nicht kennt!
Dein Name brennt
wie ein Feuer dem Vaterland!

Allen, allen bist du verwandt!
Keiner, der dich nicht Bruder nennt
und sich bekennt
zu der Fahne in deiner Hand!

Kameraden alle: ihr braune Schar,
die Fahne pflanzt auf der Türme Knauf!
Das Wort macht wahr:
Horst Wessel fiel, und Deutschland steht auf!

Baldur von Schirach

Heinrich Guthmann:

„Was sollen wir tun?"

Wege zur kulturellen Erneuerung

Die Freude am Kunstwerk wird nicht mehr auf diejenigen beschränkt bleiben, die ein Urteil über die Technik und Art eines Kunstwerks abzugeben imstande sind. Sie wird nicht beschränkt bleiben auf diejenigen, die in einem vom Volke abgezogenen Dasein Freude an intellektuellen und kunstvollen Spielereien haben. Sondern sie wird sich auf alle diejenigen ausdehnen, die genug Instinkt besitzen, um zu begreifen, was ein Kunstwerk sagt, wenn es ihnen auch nicht sofort mit der Helle eines Gedankenblitzes und auf Grund intellektuell lehrhafter Ergründungen festzustellen gelingt, wie es eigentlich gemacht ist.

Der neue praktische Ansatz

Wie wird diese Kunst beschaffen sein, und nach welchen Gesichtspunkten wird sie beurteilt und gefördert werden? Vor allen Dingen aber: Was muß zunächst getan werden, um die kulturelle Geschlossenheit des Gesamtvolkes zu erreichen?

„Keine Angst vor Adagio!"

In einer norddeutschen Mittelstadt hat man ein Konzert unter dem ungewöhnlichen Titel „Keine Angst vor Adagio!" veranstaltet. Auf dem Programmzettel waren auch dem Volke bekannte Werke mit den üblichen Bezeichnungen belegt. Vor Beginn des Konzerts und auch zwischen den einzelnen Darbietungen erhob sich der Veranstalter, übernahm die Rolle des musikalischen Laien und unterhielt sich aus der Hörerschaft heraus mit dem Dirigenten über den Sinn der Musik überhaupt und den Sinn der Fachbezeichnungen. Es ergab sich eine lebendige Aussprache, an der sich die Mitglieder des Orchesters und die Hörer beteiligten. Absicht und Erfolg dieser Unterhaltung war, daß der Nichtfachmann begriff, seine Abwehr, seine Angst sei überflüssig, und daß darüber hinaus der unverbildete Mann aus dem Volke erkannte, ernste und gute Musik habe ihren Sinn auch für ihn, und er könne in die Lage versetzt werden, sie zu verstehen. Um welchen Volkskreis handelte es sich hier? Um Landarbeiter.

Oper

Warum sollte es nicht eines Tages gelingen, das Schauspiel der Zukunft, in dem der Chor der Gemeinschaft im Mittelpunkt des Geschehens stehen und das sich in einem Raum vollziehen wird, der keine Ränge mehr kennt, auch auf den Stil der Oper wirken zu lassen? Diesen Versuch hat Ludwig Maurick in seiner Oper „Die Heimkehr des Jörg Tilman" gemacht. Die Fortsetzung dieses Versuchs im Bereich der Oper ist wichtiger und für das Gesicht, das die deutsche Kunst der Zukunft einmal haben wird, aufschlußreicher und bemerkenswerter, als Opern jeder Art, die heute in herkömmlicher Weise von den anerkannten Könnern eines brillanten Stils komponiert werden.

Oratorium

Hansheinrich Dransmann hat nach Worten von Carl Maria Holzapfel ein Chorwerk geschrieben, das den ersten Versuch eines mit der neuen Zeit verbundenen Oratoriums darstellt. Auch hier besteht der unumwundene und eindeutige Satz zu Recht: Wenn auf diesem ersten, gelungenen Anfang weitergebaut wird, und wenn er als fruchtbare Anregung dient, dann ist dieser Vorgang im Rahmen aller der Arbeiten, die einer neuen, unserer Zeit entsprechenden kulturellen Blüte die Wege ebnen sollen, wichtiger als Sinfonien und Sonaten herkömmlichen Stils, die heute von anerkannten Könnern geschrieben werden.

Dorftheater

Es ist bekannt, daß die Theaterverhältnisse auf dem Lande unter aller Würde sind. Meistens müssen die Wanderbühnen in Sälen von Wirtshäusern spielen, und der Ausschank kann nicht unterbunden werden, da andernfalls der Wirt kein Interesse daran hätte, seinen Saal herzugeben. In einem norddeutschen Gau geht jetzt ein Projekt seiner Verwirklichung entgegen, dessen richtungweisende Bedeutung noch nicht auszudenken ist. Man wird mit Hilfe des Arbeitsdienstes und der Dorfbewohner nach

einem entsprechenden Entwurf eine schöne Halle schaffen, die der künstlerische Mittelpunkt der Dorfgemeinschaft werden soll.

Dieser Plan ist wichtig. Hält man sich das Ziel vor Augen, so wird man zugeben, daß seine Durchführung oder auch vorläufig nur die Hoffnung auf seine Erfüllung und der Beginn der Vorarbeiten wichtiger ist als die Theaterprobleme vieler deutscher Städte.

Arbeitertheater

Der Direktor einer Wanderbühne, die in den Arbeitslagern der Reichsautobahnen spielt, berichtet folgendes Erlebnis über seine Erfahrungen: Nicht allein, daß die Arbeiter sich dazu drängten, die Bühne selber aufzubauen, nicht allein, daß einige von ihnen sich heimlich im Lastwagen verbargen, um im Nachbarort das gleiche Stück noch einmal zu sehen, worauf sie nachts einen drei Stunden langen Rückweg zu Fuß machen mußten. Vielmehr: da in Tag- und Nachtschicht gearbeitet wurde, verlangte die von zehn Uhr abends bis sechs Uhr früh arbeitende Schicht, die das Stück bereits am Abend vor Beginn ihrer Arbeit gesehen hatte, daß es ihr am nächsten Vormittag nach Arbeitsschluß noch einmal gezeigt werde, was geschah. Es handelte sich um kein Varieté und um keine Schmiere und um keinen „Bunten Abend", sondern es wurde ein Stück von Wert gegeben.

Dichter und Arbeiter

Ein Dichter auf Wanderschaft. Heinz Steguweit fährt durch die Gaue und Landschaften und liest vor den Arbeitern. Mitteldeutschen Glasbläsern liest er aus seinem Novellenband „Die Harfe" vor. Am anderen Morgen wird er in die Werkstatt gebeten. Dort blasen die Arbeiter die Gestalten der Tiere, von denen er las, und überreichen sie ihm zum Geschenk in der offenkundigen Absicht, ihn wissen zu lassen, daß sie ihn verstanden haben und in sinnvoller Wechselwirkung des Gebens und Nehmens auch ihn an ihrer schöpferischen Arbeit teilnehmen lassen wollen. Ähnliches wiederholt sich auf jeder Reise. Auch wird er von Bergarbeitern gebeten, mit einzufahren, damit er auch ihre Arbeit erlebe, wie sie die seine kennen, achten und lieben lernten. Solche Geschenke füllen im Heim des Dichters einen ganzen Schrank.

Auch diese Vorgänge, die für den Dichter Steguweit eine ständige und sich immer wiederholende Erfahrung darstellen, bereiten die geistige und seelische Gemeinsamkeit aller Deutschen in einer ergreifenden Weise vor. Ja, hier wird sie nicht mehr vorbereitet, hier ist sie vorhanden, und sie ist gelungen und gelingt ständig von neuem auf dem Wege über die Kunst. Im Vergleich hierzu sind alle aufgeregten, bekrittelnden, zerfasernden, besorgten Gespräche unbedeutend.

Kultur nicht nur in der „City"

Die Jugendgruppe der Nationalsozialistischen Kulturgemeinde läßt in aneinanderfolgenden Vortragsreihen die Dichter der Nation nicht etwa im Zentrum Berlins, sondern in den Vororten vor Arbeitern lesen. Diese Dichter hat man nach ihren eigenen Eindrücken gefragt. Dabei muß man Friedrich Griese unbegreiflicherweise um die verwunderte Auskunft gebeten haben, warum er draußen am Rande der Stadt lese und nicht im Mittelpunkt des Verkehrs. Reichlich naiv muß man ihm vorgestellt haben, daß es für die Schar der Kritiker und die Rotte der Kritikaster, Artisten und Intellektuellen technisch außerordentlich schwierig sei, ihren beruflichen Pflichten nachzukommen, wenn sie allzu große Umstände machen müßten, um die Stätte der Veranstaltung zu erreichen. Denn Griese hat im „Berliner Tageblatt" folgende Antwort gegeben:

„Am Morgen meiner Abreise aus Berlin sandten Sie mir einen Brief in das Hotel. Sie teilten mir darin mit, daß Sie zu meinem Köpenicker Vorleseabend leider nicht hätten kommen können; und dann richteten Sie eine Frage an mich, die, ohne daß Sie das vielleicht beabsichtigt hatten, einen Vorwurf enthielt. Dieser Vorwurf war mir schon von anderer Seite geäußert worden.

Sie fragten, warum denn nun eigentlich zum zweitenmal von mir ein Berliner Vorort für eine Vorlesung gewählt worden sei? Ob damit eine bestimmte Vorliebe zum Ausdruck gebracht werden sollte? Und ob diese Vorliebe in Hinsicht auf die Hörer, die von Berlin her einen so weiten Weg einfach nicht zurücklegen könnten, wohl berechtigt sei?

Ich muß dazu sagen, daß ich das Bestreben, die Vorträge „Volkhafte Dichtung der Zeit" — wie andere, frühere Vortragsreihen — in die Vororte Berlins zu verlegen, für einen aus-

gesprochen glücklichen Gedanken halte. Mir scheint darin der Hinweis zu liegen, daß diese Gemeinden Groß-Berlins tätige Glieder der zu leistenden Kulturarbeit seien und von Zeit zu Zeit deutlich herausgestellt werden sollen.

Die gleiche Gemeinsamkeit aller spricht aus dem Gedicht, das Heinrich Lersch zur Antwort gegeben hat.

Hier ist es:

„Jungs, gestern bin ich von einem Ende Berlins bis ans andere gefahren,
Läg' die Stadt bei uns, sie reichte vom Nürburg-Ring bis an den Rhein.
Dann wüchs' auf 'ner Strecke Bonn – Koblenz kein Tröpfchen Wein!
(Ha, was könnten die Schöppchentrinker manchen Saufgroschen sparen!)
Jungs, ich kam nach Neukölln, sah nur Betriebe und, endlos, Mietskasernen.
Keine Villa, keine Parks, keine Gärten. Nur Pflaster und glatter Asphalt.
Hm! dacht' ich: ist das Volk wie die Stadt, hat das Dichterwort keine Gewalt.
Nun stand ich da, vor Büro- und Arbeitsleuten, alten und jungen.
O Wunder, bald klang's mir entgegen: Werkvolk war das, Soldaten der Arbeitsschlacht!
Uns fügte zusammen der einzigen Muttersprache bindende Macht!
Rhein und Spree sind verbunden, laßt uns zusammenhalten!"

Und mancher erinnerte sich nun jener Zeiten, in denen Thomas Mann im Frack vor der ganzen Clique und Claque des liberalen Asphaltmobs Kapitel aus dem „Zauberberg" las! Keine Gegenüberstellung des Heute mit dem Einst macht die große Wandlung, die sich bereits vollzogen hat, so deutlich, wie dieser frappante Vergleich. Die Berliner Presse begleitet diesen Wandel durch den Abdruck objektiver Berichte.

Gemeinschaftsarbeit

In einem mitteldeutschen Dorf wurde für einen Versammlungsraum ein neuer Teppich gewünscht. Der Ortskulturwart hat diesen Teppich von den Frauen des Dorfes knüpfen und sie einzeln für sich Zeichnungen ihrer Häuser entwerfen lassen. Dann hat er diese Zeichnungen, bei denen er nachhalf, wo es sich als notwendig erwies, sinngemäß zueinander geordnet und an der so bezeichneten Stelle jede Frau ihr Haus in das Muster des Teppichs einfügen lassen. An dieser Arbeit waren sämtliche Frauen des Dorfes beteiligt, also die des Lehrers, des Arztes, der Bauern, der Arbeiter.

Wenn diese und ähnliche Versuche, dem Volk gemeinsam das Erlebnis der Kunst zu vermitteln, allgemeine Übung werden, dann ist dieser Vorgang positive Kulturpflege.

Laienschaffen

Es gibt Arbeiter, die ohne jede Vorbildung malen. Sie verbringen ihren Urlaub im Gebirge und an der See, und ihr großes Erlebnis regte sie dazu an, was sie sahen, im Bilde festzuhalten. Diese Beschäftigung wird von der N.S.-Kulturgemeinde bewußt gefördert. Sie wird gefördert nicht in der falschen Meinung, diese Arbeiter seien Künstler und schüfen Kunstwerke, sondern auch nur immer wieder aus dem gleichen Grunde: Das Wesen der Kunst an sich soll denjenigen Volksgenossen, die noch nie eine Galerie betraten und noch keine Ausstellung besuchten, zunächst einmal nahegebracht werden. Sie werden dazu angeregt, sich in ihrer spielenden Art mit künstlerischen Dingen zu beschäftigen, um dann wahre und große Kunstwerke begreifen zu können und lieben zu lernen. Auch dieser Vorgang erfordert eine prinzipielle Folgerung:

Wenn es nicht gelingt, das Interesse des Volkes in seiner Ganzheit auf diesem und mannigfachen ähnlichen und anderen Wegen für das Wesen der Kunst zu wecken, dann werden in Zukunft alle Bilder umsonst gemalt. Auch wird jeder echte und volksverbundene Künstler von sich aus darauf Wert legen, daß so gehandelt und so gefolgert wird.

Volksfest und Volksliedsingen

Die Jugend der Bewegung stellt sich heute unangekündigt und aus dem Stegreif auf die Märkte, singt Volkslieder und fordert mit gutem Erfolg zum Mitsingen auf. Man veranstaltet auch Volksfeste, in denen der Kasper wieder zu Ehren kommt, und in denen die durch die Straßen flutende Menge sich vor einem politischen Kabarett versammelt, das auf der Straße gespielt wird.

Alle diese erfolgreichen Versuche werden Hilfen sein zur Herstellung einer deutschen Kultureinheit.

Männer der Bewegung sprechen

Dr. Ley

Dr. Ley auf der 5. Arbeits- und Schulungstagung der D.A.F.-Walter vom 2. bis 6. Dezember 1935

Will unsere Welt für alle Zeit leben, dann muß sie die liberalistisch-marxistische Welt vernichten. Sie kann sich niemals mit ihr aussöhnen.

Ich kann dem Arbeiter nichts versprechen, ich kann ihm nur sagen, daß wir alle im Kampfe mit dem Schicksal niemals nachlassen werden, und ich kann ihm versprechen, daß wir in diesem Kampfe um seine Freiheit, um sein Glück, niemals hinter der Front, sondern immer vor der Front sein werden!

Was der Politiker als Führer in einem Volke ist, das ist der Künstler als Führer in der Kultur. Ehe die Wissenschaft die Gesetze ergründet hat, nach denen die Kultur abläuft, nach denen die Arbeit abläuft, hat der Künstler diese Gesetze bereits geahnt und schafft aus dieser Ahnung heraus.

In der Vergangenheit, im liberalistischen Zeitalter und in der Abwandlung des Marxismus war die Arbeit eine Ware. Der eine verkaufte diese Ware und der andere handelte und kaufte sie. Der Arbeiter verkaufte sie und der Unternehmer kaufte sie. So war diese Arbeit ein Handelsobjekt, das man sogar an der Börse handeln konnte. Denn die Aktien der Unternehmen stiegen und fielen, je nachdem, wieviel wert dieser Begriff Arbeit war.

Wir erklären, daß wir in dieser Tatsache eines der Grundübel der vergangenen Zeit sehen, daß daraus der Begriff des Knechtes, des Proletariers, des Sklaven kommen mußte! Wenn das wahr ist, daß die Arbeit eine Ware ist, dann müssen sich selbstverständlich Arbeiter und Unternehmer als feindliche Parteien gegenüberstehen, dann wären die Gewerkschaften und die Unternehmerverbände, die Arbeitgeberverbände, richtig gewesen.

A r b e i t i s t f ü r u n s k e i n e W a r e, s o n d e r n e i n e F u n k t i o n d e r P e r s ö n l i c h k e i t d e s M e n s c h e n s e l b s t.

Alfred Rosenberg

Grundsätzliches aus Rosenbergs Antwort an den zurückgetretenen Völkerbundskommissar.

Der „Flüchtlingskommissar", Herr James MacDonald, hat sein Amt niedergelegt und in einem Schreiben an das Völkerbundssekretariat seine angeblichen Gründe mitgeteilt. Er macht die deutsche Rassegesetzgebung für seinen Entschluß verantwortlich und behauptet, die Juden in Deutschland hätten während der Kaiserzeit und während des Krieges eine „ständige Loyalität" bewiesen . . .

Die Tatsache, daß es gelungen ist, das ganze deutsche Volk von der Gefährlichkeit des Gesamtjudentums für sein Dasein zu überzeugen, ist nur dadurch zu erklären, daß die Symptome der jüdischen Zersetzungstätigkeit derart offenbar in allen Städten Deutschlands und in der gesamten Politik und Wirtschaft sich bemerkbar gemacht hatten, daß auch Menschen, die von der tieferen Gesetzlichkeit der Auswirkung des jüdischen Wesens keine Kenntnis hatten, doch aus den überall hervortretenden Anzeichen der jüdischen Herrschaft die Notwendigkeit der Auswirkungen des Judentums begriffen.

Die Weltpolitik des Judentums und namentlich seiner zionistischen Spitzengruppe war während des Krieges eindeutig auf die Entente eingestellt.

Wenn man darauf erwidern sollte, daß das deutsche Volk ja selbst schuld sein müsse an dieser Zersetzung, so antworten wir, daß selbstverständlich unser Geschlecht die Schuld der Väter zu tragen hat. Doch diese Schuld liegt nicht bei der von Herrn MacDonald gemeinten deutschen Rassegesetzgebung, sondern darin, daß diese Rassegesetzgebung nicht vor 100 Jahren eingeführt wurde!

Die Entwicklung der Politik der Novemberrepublik wäre nach einer jüdisch-demokratischen in eine jüdisch-bolschewistische Herrschaft ausgeartet. Was man nicht durch Korruption und Volksauslaugung mit Hilfe von Presse, Wirtschaft und Kapitalismus erreichte, hoffte man bei eventuell hervortretenden Widerständen durch eine Gewaltdiktatur zu ermöglichen, mit dem

Ziele, Deutschland auch blutmäßig seiner gesamten heranwachsenden Führerschaft zu berauben, wie es Plan und Methode im bolschewistischen Rußland dem russischen Volke gegenüber schon in der Praxis durchgeführt wurde. Und von dieser letzten Konsequenz hat die nationalsozialistische Bewegung Deutschland, und nicht nur Deutschland gerettet. Angehörige anderer Völker haben keine Ursache, über die deutsche Gesetzgebung zu zetern, sondern sie hätten vielmehr allen Grund, sich mit tiefem Verständnis um die Lage der Dinge in den meisten Staaten zu bemühen, manche Vorgänge würden ihnen dann verständlicher erscheinen, als sie es heute offenbar noch sind. Wir müssen jedenfalls eindeutig ablehnen, derartige unangebrachte Belehrungen in Empfang zu nehmen, wie sie der sogen. Flüchtlingskommissar, Herr James MacDonald, glaubt, dem Völkerbundssekretariat mitteilen zu müssen. Wir wünschen ihm, daß er einen regen Verkehr mit all jenen pflegt, die aus Deutschland ausgestoßen sind und hoffen, daß er sich in dieser ihm offenbar sympathischen Gesellschaft bis an sein Lebensende ausnehmend wohlfühlen möge.

Bernhard Köhler

Leiter der Kommission für Wirtschaftspolitik der N.S.D.A.P.

Wir haben das in eingefrorenen Krediten stockende Geld in breiten und beschleunigten Umlauf gebracht und haben dadurch seine Funktion vermehrt. Wir haben den Umlauf beschleunigt und dadurch einen Einkommenszuwachs erhalten, ohne daß deswegen irgendwo Geld ohne Leistung hätte geschaffen werden müssen. Da eine wesentliche Erweiterung der Arbeitsleistung durch neuen Einsatz von Arbeitskräften jetzt nicht mehr zu erwarten ist, bleibt, um noch mehr Geld zu schaffen, nichts anderes übrig, als Arbeitskräfte für neue Leistungen bereitzustellen. Das heißt: Wir müssen die bisher erzielte Gesamtleistung mit weniger Arbeitskräften als bisher ausführen und mit den so gewonnenen freien Arbeitskräften neue Leistungen vollbringen. Mit anderen Worten: Eine eindringliche und gewissenhafteste Nationalisierung der Gesamtwirtschaft, vor allem der gewerblichen Wirtschaft, muß nunmehr brauchbare Arbeitskräfte freisetzen, damit wir mit neuer Arbeit neue Leistungen vollbringen können.

Prof. Dr. Walter Frank

Präsident des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands.

Kriegsdienst der Wissenschaft

Die Vertretung des kulturellen Willens unserer Bewegung und unseres Reiches gehört gerade heute zu den dringendsten Erfordernissen. Denn der politische Wille der nationalsozialistischen Revolution hat sich allgemein durchgesetzt, und jeder Widerstand gegen ihn ist sinnlos. Auf dem kulturellen Gebiet aber, darüber müssen wir uns rückhaltlos klar sein, wird noch um die Führung gekämpft. Der Gegner, der auf dem Gebiet der Politik vernichtend geschlagen ist, hat seine Streitkräfte nun auf das Feld der kulturellen Entscheidungen geworfen.

Würden die feindlichen Streitkräfte, die sich auf das Feld der Kultur geworfen haben, hier einen Leerraum vorfinden — entstanden dadurch, daß der Nationalsozialismus seine Energie ausschließlich auf die politischen Fragen konzentrieren müßte — sie würden sich wieder ausruhen und sammeln können, um von diesem Raum aus eines Tages zum neuen Flankenstoß gegen die politische Macht des Reiches anzusetzen.

Darum braucht die Bewegung und das Reich auf diesem Felde genau so Truppen wie auf dem militärischen und politischen Felde. Sie braucht Offiziere, die ihr Handwerk souverän beherrschen und Führer der Menschen sind, wie die Offiziere der Wehrmacht oder die Offiziere unserer politischen Soldaten. Und sie braucht Soldaten, die mit derselben Treue und Gläubigkeit und auch mit derselben Beherrschung ihrer Waffe zur Fahne stehen.

Die erste wissenschaftliche Körperschaft aus dem Geist der neuen Revolution

Das „Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschland" ist die erste wissenschaftliche Körperschaft, die aus dem innersten Lebensprinzip der nationalsozialistischen Revolution heraus geschaffen wurde. Wir hoffen und wir glauben, daß mit der Zeit auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft ähnliche Gemeinschaften entstehen werden und daß von ihnen aus in langen Jahren der Forschung und Gestaltung der große Elan der nationalsozialistischen Revolution auf alle Gebiete des Kulturschaffens ausgedehnt und in Leistungen umgesetzt werde.



ALFRED MADERNO

Deutsche Kaiser im Mittelalter

II.

Im Audienzsaal des Lateranpalastes zu Rom, in dem die Päpste des Mittelalters residierten, machte man sich im 12. Jahrhundert mit bedeutungsvoller Gebärde auf ein Wandgemälde aufmerksam. Das Bild stellte die Krönung Lothars im Jahre 1133 dar, die erste Kaiserkrönung, die nicht in der Peterskirche, sondern in der Laterankirche erfolgt war. Der politische Sinn, der diesem Bilde durch eine Inschrift verliehen wurde, war der, daß der deutsche König vor der Kirchenpforte erst die Rechte Roms und seine Ehre beschwören mußte, bevor er als Vasall des Papstes von diesem die Kaiserkrone empfing.

Ob man von diesem Bilde bald nach seiner Entstehung auch jenseits der Alpen, in den deutschen Landen, wußte, darf bezweifelt werden, denn Friedrich Barbarossa erhielt erst im Jahre 1155, bei seiner Zusammenkunft mit Papst Hadrian IV. vor den Mauern Roms, von dem Gemälde Kenntnis. Es ist jedoch unwesentlich, darüber Klarheit zu gewinnen; seit Lothar war in Rom kein deutscher König gekrönt worden; die Abhängigkeit des Kaisertums von der Papstkirche konnte in diesen zwanzig Jahren praktisch kaum in Erscheinung treten. Nur Kampfzeiten hätten die unausbleiblichen Folgen eines solchen Zustandes auslösen können. Seit Lothar herrschte indes Friede mit der Kirche. Allein, mochte der Papst sich überlegen fühlen — in Deutschland dachte niemand daran, das Kaisertum als Lehen der Kirche anzusehen.

Doch weder Papst Eugen III. noch Lothars Nachfolger, König Konrad III., waren die Persönlichkeiten, denen Stolz, Ehrgeiz und Führerbewußtsein geboten hätten, einem Zusammenprall dieser gegensätzlichen Auffassung zumindest nicht auszuweichen, geschweige denn ihn zur Klärung der Lage herbeizuführen. In Rom hatte überdies unter Führung Arnolds von Brescia, der die weltlichen Machtansprüche der Kirche aufs leidenschaftlichste bekämpfte, der Senat in altrömischer Weise die Herrschaft über die Stadt an sich gebracht. Der Senat wäre nun sogar

bereit gewesen, Konrad die Kaiserkrone zu geben. Die Unmöglichkeit dieser Vorstellung ergab sich für den König aus der Tradition des Kaisertums. Rom war der Papst. Der Papst war aber noch mehr. Ihm waren die Kirchen des Abendlandes untertan. Konrad selbst war in Aachen von einem päpstlichen Legaten gekrönt worden. Wenn sich ihm überhaupt die Möglichkeit bot, nach Rom zu ziehen, dann als Bundesgenosse des Papstes gegen Arnold.

Aber die Schwäche seines Königtums gab ihm diese Möglichkeit nicht. Konrad büßte sein Leben lang die päpstliche Bevormundung seiner Wahl. Der Vorgänger Konrads, Kaiser Lothar, hatte nämlich seinen welfischen Schwiegersohn, den Bayernherzog Heinrich den Stolzen, zu seinem Nachfolger bestimmt. Als dem entgegen Konrad, aus staufischem Geschlecht, gewählt wurde, begann der Kampf der Welfen gegen die Staufer, der bei der Mächtigkeit dieser Familien und ihres Anhanges das Reich in Stücke zerrissen und die Macht der Krone Konrads gebrochen hat. Der innerpolitische Zustand des Reiches zeigte eine gefahrvolle Lage.

Zwar lagen die Verhältnisse anders als im Jahre 918, beim Tode eines Königs gleichen Namens, Konrads I.; unwillkürlich erinnern wir uns aber jener Schicksalsstunde des Reiches, in der gleichfalls ein schwacher Fürst den bitteren Ernst der Lage erkannt hatte und als seinen Nachfolger den einzig richtigen Mann bezeichnete. In mancher Beziehung nun waren auch jetzt die Zeiten Heinrichs I. und seines großen Sohnes Otto wiedergekehrt. Denn eine glückliche Vorsehung schenkte dem Reich wieder einmal den rechten Mann. Konrad III. hatte seinen Neffen, den Schwabenherzog Friedrich, zur Wahl empfohlen. Zwar war auch Friedrich Staufer; sein Vater war der Bruder Konrads gewesen. Friedrich war aber auch Welfe, denn seine Mutter Judith war die Schwester Heinrichs des Stolzen, die Schwester auch Welfs VI., des zur Zeit ältesten Vertreters der Welfenfamilie.

Der Haupterbe welfischen Besitzes und — was noch wesentlicher war — immer noch unbefriedigter welfischer Ansprüche war der Sohn Heinrichs des Stolzen, der Sachsenherzog Heinrich der Löwe. Die Blutsverwandtschaft Friedrichs mit Heinrich war nicht der letzte Grund, der die deutschen Fürsten zur Wahl Friedrichs bewog. Sie und die Freundschaft, die zwischen den beiden Vettern überdies bestand, erweckte die Hoffnung auf Beendigung des Welfenstreites.

Wie große Hoffnungen die Fürsten aber auch in die ritterlichen Eigenschaften, die geistigen Vorzüge und in die bestrickende Persönlichkeit Friedrichs setzten, geht daraus hervor, daß sie bewußt Vorgängen vorbeugten, die zur Krönung seines Vorgängers geführt hatten. Bevor also dem Papst die Möglichkeit gegeben war, durch Entsendung eines Legaten die Wahl des neuen Königs in kirchlichem Sinne zu beeinflussen, war diese schon vollzogen und Friedrich 1152 zu Aachen gekrönt.

Wenn Friedrich bei seiner Krönung dem Papst und der Kirche Ehrerbietigkeit und Schutz zusicherte, so entsprach das keineswegs nur dem Zeremoniell, sondern durchaus der Auffassung des jungen Königs von seinen Pflichten gegenüber der Kirche. Daß davon sein königliches Amt in seiner weltlichen Oberhoheit nicht berührt werden dürfe, darüber ließ das Schreiben keinen Zweifel zu, mit dem Friedrich dem Papst seine Thronbesteigung anzeigte.

Von Bestätigung oder Anerkennung seiner Wahl durch den Papst war darin mit keinem Worte die Rede. Dagegen wurde gleich eingangs betont, daß Reich und Herrscheramt dem König von Gott übertragen seien. Wenn Friedrich von dem berüchtigten Bild im Lateran auch nichts gewußt haben sollte, so wußte er dafür um so besser, was er wollte und wie er sich die Durchführung seines Königsamtes dachte.

Papst Eugen III. erteilte unaufgefordert die Bestätigung der Königswahl. Friedrich mag darüber gelächelt haben; der Wunsch des Papstes jedoch, alsbald über die Kaiserkrönung zu verhandeln, fand seine ganze Aufmerksamkeit.

Zwei Gegner und ihre Waffen

Die Wiederaufrichtung des Kaisertums war für Friedrich von den Pflichten seiner Krone nicht zu trennen, und bei der Zuspitzung der Lage in Rom, wo die Annäherung zwischen König und Papst den Widerstand des Adels und der Bürgerschaft gegen den Papst zum Widerstand auch gegen den deutschen König gesteigert hatte, durften Romzug und Kaiserkrönung Friedrichs nicht allzulange hinausgeschoben werden. Ohne die notdürftigste Wiederherstellung der inneren Ordnung in Deutschland war an einen Romzug

allerdings nicht zu denken, ohne die Sicherstellung ausreichender Heeresfolge an die diplomatischen Vorbereitungen nicht heranzugehen.

Vor allem mußte Friedrich der Gefolgschaft zweier Fürsten gewiß sein, des Herzogs Berthold von Zähringen, des mächtigsten Herrn in Südwestdeutschland, und Heinrichs des Löwen. Berthold verpflichtete er gegen das Versprechen beträchtlichen Machtzuwachses durch die Übergabe der Provence und Hochburgunds. Seinen noch mächtigeren und als politische Persönlichkeit noch wichtigeren Vetter gewann Friedrich durch die Zusicherung, dem erbitterten Streit um Bayern endlich zugunsten Heinrichs ein Ende zu machen.

Bayern war altes Welfenland. Heinrich der Stolze, der Vater des Löwen, war Herzog von Bayern gewesen. Konrad III. hatte ihm das Land genommen, unter dem Vorwande, daß niemand zwei Herzogtümer haben dürfe — Heinrich war auch Herr in Sachsen —, und Bayern dem Markgrafen Leopold von Österreich gegeben. Als die Witwe Heinrichs des Stolzen den Nachfolger Leopolds, Heinrich Jasomirgott, heiratete, verblieb diesem auch Bayern. Dem Befehl Friedrichs, Bayern an seinen Stiefsohn Heinrich den Löwen abzutreten, widersetzte sich Jasomirgott zunächst glatt. Friedrich, der zur Befestigung seines königlichen Ansehens nur Schritt für Schritt vorgehen durfte, konnte keine Zwangsmittel anwenden. Aber Heinrich der Löwe vertraute seinem Vetter, der sich ihm bei der Stärkung seiner Macht in Sachsen und in den wiedergewonnenen, einst germanischen Gebieten nördlich der Elbe bereits hilfreich erwiesen hatte. Der Anhängerschaft der Welfen versicherte sich Friedrich außerdem durch die Einsetzung seines Oheims Welf in das Erbe der Markgräfin Mathilde von Toskana, die in der Canossatragödie mitgewirkt hatte, und deren Nachlaß einst Kaiser Heinrich V. auf sich hatte übertragen lassen. Mathilde hatte ihren Besitz zwar zuvor dem Papst geschenkt, Heinrich als Lehensherr diesen Akt jedoch nicht anerkannt. Das Mathildische Erbe war und blieb ein Zankapfel.

Im Einvernehmen mit den deutschen Fürsten ging überdies Friedrich an die Klärung seines Verhältnisses zum Papst. Das geschah auf dem Reichstag zu Konstanz, im März 1153, auf dem ein Vertrag zwischen König und Papst vor dessen Legaten beschworen wurde. Dieser Vertrag zeigt nicht nur unzweideutig die Haltung, zu der sich Friedrich als Führer des deutschen Volkes vor allem innerlich verpflichtet hatte; er läßt auch die ganze Schwäche und Bedrängnis des Papsttums jener Zeit erkennen. Einen Vorgeschmack davon, wie der König seine Stellung im Reich gegenüber der deutschen Kirche auffaßte und zu behaupten gesonnen war, hatte der Papst schon vor Abschluß des Vertrages erhalten, als er bei einer Neubesetzung des Erzbistums Magdeburg erkennen mußte, daß der König jede Einmischung auf das entschiedenste zurückwies. Die Auswirkung des Wormser Konkordats und der anmaßenden Haltung der Päpste hatte es bewirkt, daß die Gesamtheit der deutschen Bischöfe den Herrenstandpunkt des Königs im eigenen Lande durchaus guthieß.

Trotz diesen Erfahrungen mußte sich Papst Eugen III. zum Vertrag von Konstanz herbeilassen, der ihn verpflichtete, Friedrich „um der Vollgewalt der Krone willen zum Kaiser zu krönen und zur Aufrechterhaltung, Vermehrung und Förderung der Macht des Reiches" gewissenhaft zu unterstützen. Wenn Friedrich Rom dem Papst zu unterwerfen gelobte, sich ferner verpflichtete, ihn gegen das sizilische Normannenreich zu schützen und ein Festsetzen der Griechen auf italienischem Boden zu verhindern, so nannte er hierbei die Schwierigkeiten, mit denen der Papst zu kämpfen hatte, beim Namen, aber er konnte und durfte in diesen Zusicherungen nur Pflichten gegen das eigene Kaisertum erblicken. Der hartnäckige Versuch des unternehmungslustigen griechischen Kaisers Manuel, in Italien wieder festen Fuß zu fassen, war nicht allein eine Bedrohung der souveränen Stellung des Papstes innerhalb der abendländischen Kirchen, nicht nur eine Gefährdung päpstlichen Besitzes, sondern auch ein Angriff auf die höchste weltliche Macht des Abendlandes, auf das deutsche Kaisertum, das sich in dieser Bedeutung nur als oberster Herr auch über Italien behaupten konnte.

Als Friedrich im Oktober 1154 endlich sein Heer über die Alpen führte, war der Papst, mit dem er den Vertrag von Konstanz abgeschlossen hatte, nicht mehr am Leben. Auch dessen Nachfolger war gestorben, während der König durch den Streit der lombardischen Städte noch in Oberitalien festgehalten wurde. Ein Papst von wesentlich anderer Haltung hatte den Stuhl

Petri besteigen. Als Friedrich im Juni 1155 auf Rom vorrückte, zog ihm Papst Hadrian IV. zwar im Geiste des Vertrags entgegen, die erste Begegnung der beiden Männer aber zeigte, daß dieser Vertrag nicht bestehen bleiben konnte, ohne daß sich das Papsttum wieder in jene Abhängigkeit vom deutschen König begab, wie sie unter den Ottonen und ersten Saliern, vor allem unter Heinrich III., bestanden hatte.

Wir wissen, daß Papst Gregor VII. diese Fessel gebrochen hatte. Hadrian, obwohl germanischer Herkunft — er war Engländer, der einzige Engländer, der die Tiara getragen —, war nicht gewillt, den Frieden mit dem deutschen König um den Preis seiner Unterwerfung unter das Königtum aufrechtzuerhalten. Wir kennzeichnen Hadrian am besten, und brauchen uns dann nicht mehr in ausführlichen Schilderungen seines Wesens zu ergehen, wenn wir von ihm sagen, daß er fest entschlossen war, sein Amt im Geiste Gregors VII. zu verwalten. Von eben diesem Geiste erfüllt, nur noch unbeugsamer als der Papst selbst, war der Mann, der ihm am nächsten stand, sein Kanzler Roland.

Die erste „Enttäuschung", die Hadrian an Friedrich erlebte, suchte er noch zu vergessen. Der Anlaß selbst war peinlich und aufsehenerregend genug. Als der Papst auf das Lager des Königs zuritt, kam ihm dieser nicht entgegen. Er suchte also nicht die Gelegenheit, dem Papst jenen Marschalldienst zu leisten, der darin bestand, daß er das Pferd des Papstes ein Stück weit am Zaum führte und dem Papst dann, als er sich aus dem Sattel schwingen wollte, den Steigbügel hielt.

Friedrich verweigerte diesen Dienst, in dem er eine Erniedrigung seiner königlichen Person gesehen hätte, bewußt. Der Papst versagte ihm daraufhin den Friedenskuß. Als man nach heftigem Streit der Begleiter des Königs wie des Papstes zu der Auffassung gelangte, daß dieser Dienst eigentlich dem Apostel Petrus und der Kirche, nicht aber der Person des Papstes gelte, wurde für den folgenden Tag eine Wiederholung der Zeremonie beschlossen. Es kam dann auch dazu, aber es war doch nur eine Komödie. Die Römer wollten Friedrich nur gegen Erstattung einer hohen Summe Geldes und gegen Zusicherung aller möglicher und unmöglicher rechtlicher Vorteile aufnehmen. Der deutsche König ließ ihnen sagen, daß er die Kaiserkrone nicht zu kaufen beabsichtige und sich seine Pflichten gegenüber Rom über den mit dem Papst abgeschlossenen Vertrag hinaus nicht eidlich abnehmen lasse. Dafür überfielen die Römer, ihrem oft geübten Brauch entsprechend, nach der Krönung das kaiserliche Heer. Rom dem Papst zu unterwerfen, gelang nicht. Hadrian vermochte den Kaiser auch nicht zu bewegen, sich nunmehr gegen Sizilien zu wenden. Dem deutschen Heer war seit seinem Aufbruch aus Deutschland genug, zuviel zugemutet worden. Der römische Hochsommer schwächte seine Kraft überdies durch Fieberseuchen. Friedrich widersetzte sich dem Verlangen seines Heeres nicht, das nach Hause geführt zu werden begehrte.

„Die freie Krone unseres Reichs"

Wäre Friedrich die Wiederherstellung des kaiserlichen Ansehens jenseits der Alpen beim ersten Versuch schon im vollen Maße gelungen, so hätte er sich nur eines Erfolges über Verhältnisse rühmen können, die von sich aus nichts dazu beitragen konnten, diesem Sieg für die Zukunft des Kaisertums irgendwelche Bedeutung zu geben. Daß selbst ein Mann wie Friedrich mit so überragenden Kampfgenossen wie Heinrich dem Löwen, Otto von Wittelsbach und anderen der größten deutschen Fürsten ohne nennenswerten Erfolg nach Deutschland zurückkehren mußte, zeigt deutlich, wie sich in Italien die Dinge geändert hatten. Die Welt hatte seit Ottos Tagen ein wesentlich anderes Gesicht bekommen, staatsrechtliche Entwicklungen verlangten Gesetze und Verträge, wo früher das Schwert allein gesprochen und entschieden hatte. Dennoch hatte seine Bedeutung an nichts eingebüßt, denn wer immer jetzt Gesetze und ihre Beachtung geltend machen durfte, der wachte ebenfalls mit dem Schwert darüber. Die Welt, die es zu beherrschen galt, war stärker, schwieriger, selbständiger geworden, sie war nicht mehr gewillt, sich anders als um großer Vorteile willen von einer einzelnen Macht führen, geschweige denn beherrschen zu lassen.

Auch jetzt galt Friedrichs Hauptaugenmerk der Gewinnung starker Bundesgenossen. Er wußte, daß er nicht nehmen konnte, ohne selbst gegeben zu haben, daß außerordentliche Leistungen, die er im Interesse der Krone fordern mußte, an besondere Bedingungen gebunden waren. Die endgültige Befriedigung des Anspruches Heinrichs

des Löwen auf Bayern war eine der wesentlichsten Aufgaben des Kaisers. Sie glückte, natürlich nicht ohne Machterweiterung für den bisherigen Herrn Bayerns, Jasomirgott, dem die Mark Österreich als ein neues Herzogtum mit ungewöhnlichen Sonderrechten verblieb. Ein Vertrag mit dem Böhmenherzog Wladislaw sicherte diesem den Königstitel, wenn er Friedrichs Unternehmungen seine ganze Kraft lieh. Polen und Dänemark erkannten die Oberhoheit des Reichs an. König Heinrich II. von England, der Sohn jener Mathilde, die in erster Ehe mit Kaiser Heinrich V. vermählt gewesen war, suchte die Freundschaft Friedrichs, um einer Annäherung des Königs von Frankreich an den deutschen Kaiser vorzubeugen. Seine eigene Hausmacht steigerte der Kaiser durch seine Vermählung mit Beatrix, der reichen Erbin des letzten burgundischen Pfalzgrafen, die ihm nicht nur Geld und Wehrmacht, sondern auch das Verfügungsrecht über die wichtigen Alpenpässe einbrachte, um dessentwillen einst Konrad II. um das burgundische Erbe gekämpft hatte, das dem Reich inzwischen wieder entglitten war.

Das ist in großen Umrissen die Stellung Friedrichs im Abendlande vor Antritt seines zweiten Zuges nach Italien. Mit dem Zweck dieses Zuges tritt von selbst auch wieder die Person des Papstes in den Vordergrund.

Seitdem die Normannen in Sizilien ihre Macht befestigt hatten und durch die kaiserfeindliche Politik des Papsttums sogar eine vom Papst abhängige Krone von Sizilien geschaffen worden war, hatten die Päpste, wenn es ihnen beliebte, sich der Normannen als Bundesgenossen gegen das Reich bedient. Schwächere Päpste mußten es allerdings geschehen lassen, daß das neue Königreich sogar ihre Rechte in Italien bedrohte. Auch Hadrian war durch seine Vorgänger in diese bedrängte Lage geraten; bald nach der Rückkehr Friedrichs nach Deutschland hatte er jedoch Beziehungen zu Palermo angeknüpft und mit normannischer Hilfe seine Stellung in Rom befestigt.

Mit dem Geiste des Konstanzer Vertrages vertrug sich diese Schwenkung des Papstes allerdings nicht. Der Kaiser mußte sie als einen unerhörten Eingriff in die Reichspolitik empfinden, wenn nicht überhaupt als Hochverrat, da der Papst als Bischof von Rom, als Reichsbischof also, nicht das Recht hatte, mit auswärtigen Mächten, und nun gar mit einem Reichsfeinde, zu paktieren. Der Kaiser konnte in Hadrian nur mehr seinen Gegner sehen. Von Hadrian war aber noch mehr zu erwarten, und zwar die Absicht, dem Kaiser im eigenen Lande Schwierigkeiten zu bereiten.

Ein Zufall brachte es mit sich, daß Hadrians Versuch, das Reich unter das Joch der Kirche zu beugen, erkennbar wurde, noch ehe Friedrich zum zweiten Male nach Italien zog. Auf einem Reichstag zu Besançon, den der Kaiser aus Anlaß der Neuregelung der burgundischen Verhältnisse nach seiner Vermählung mit Beatrix einberufen hatte und der eine glänzende Versammlung von Reichsfürsten und Gesandten verschiedener Länder beisammen sah, erschienen auch zwei Legaten des Papstes, darunter der Kanzler Roland.

Sie überbrachten ein päpstliches Schreiben, das die Versammlung durch seinen anmaßenden Ton empörte, um so mehr, als daraus die Auffassung Hadrians hervorging, daß man im Kaisertum ein päpstliches Lehen oder Benefizium zu sehen und entsprechend zu achten habe. Die Erregung der kaiserlichen Partei, die mit Ausnahme der päpstlichen Legaten den gesamten Reichstag umfaßte, steigerte sich in bedrohlicher Weise. Durch entrüstete Zurufe und abfällige Äußerungen in die Enge getrieben, glaubte sich der Kanzler Roland nicht anders helfen zu können, als daß er aufflammend in die Versammlung hineinrief: „Von wem hat denn der Kaiser sein Kaisertum, wenn nicht vom Papst!"

Ohne die unerschütterliche Ruhe des Kaisers hätte der ungeheure Tumult, der diesen dreisten Worten folgte, in einer unbesonnenen, wenn auch begreiflichen Tat seinen Höhepunkt gefunden. Mit gezücktem Schwert stand Otto von Wittelsbach drohend vor dem Kanzler des Papstes. Aber wie einst Gregor VII. auf der denkwürdigen Lateransynode, auf der ihm der Königsbote sein „Steige herab vom Thron!" zugerufen, einen Gesandtenmord verhindert hatte, so jetzt der Kaiser, als er sich schützend vor Roland stellte.

Friedrich befahl danach den Legaten, Besançon sofort zu verlassen. Sein Kanzler Reinald von Dassel aber ging, wie später noch öfter, einen Schritt weiter. Er ließ in der Herberge der Römer deren Gepäck untersuchen. Und da fan-

den sich Briefe des Papstes an mehrere Kirchen in Deutschland, in denen diesen die Erlaubnis erteilt wurde, ohne Rücksicht auf Ansehen und Rechte der Krone Gelder einzutreiben und Wertschätze in ihren Besitz zu bringen.

In einem Manifest beklagte darauf der Kaiser, daß „von dem Haupt der heiligen Kirche, der Christus den Stempel seines Friedens und seiner Liebe aufgeprägt habe, Veranlassung zum Zwiespalt gegeben, Saaten des Bösen, giftige Keime einer verderblichen Krankheit ausgestreut worden zu sein scheinen, durch die, wenn Gott das Unheil nicht abwende, der ganze Leib der Kirche befleckt, die Eintracht zerrissen, die Spaltung zwischen Kirche und Reich herbeigeführt werden müßte". Unter Berufung auf die Wahl des Königs durch die Fürsten, auf das Wort des Apostels Petrus „Fürchte Gott und ehre den König!" zeiht das Manifest jeden der Lüge und des Widerspruchs gegen die Lehre Gottes und Petri, der da behauptet, daß der Kaiser seine Krone vom Papst als Lehen empfangen habe. Der Kaiser bittet alle Welt, die ihm und dem Reich angetane Schmach mitzuempfinden, und hofft, daß niemand, an den das Manifest sich wende, „die Ehre des Imperiums durch eine so unerhörte Neuerung und hoffärtige Anmaßung werde beeinträchtigen lassen wollen". Dieser Kundgebung ließ Friedrich noch einen Erlaß folgen, der Pilgerreisen nach Rom von der Erlaubnis der kirchlichen Vorgesetzten abhängig machte.

Hadrian antwortete auf das Manifest und auf den Erlaß des Kaisers mit einem Sendschreiben an die deutschen Bischöfe. Er bezeichnet es gleißnerisch als seinen einzigen Trost, daß die Bischöfe mit der Sache des Kaisers nichts zu tun hätten. Sie müßten sich jetzt aber auch „wie eine Mauer schützend vor das Haus des Herrn stellen und alles daransetzen, den Kaiser auf den rechten Weg zurückzuführen". Der Papst ist der Überzeugung, daß Friedrich „als ein verständiger Mann und rechtgläubiger Kaiser" durch die bischöflichen Ermahnungen zu heilsamen Bestrebungen werde zurückgeführt werden können.

Und die Antwort der deutschen Bischöfe? Sie enthält den ernsten Hinweis darauf, daß der in Besançon vorgelegte Brief des Papstes das ganze Reich in Aufregung versetzt habe, daß weder der Kaiser noch die Fürsten die Worte des Papstes ruhig hätten hinnehmen können. Auch die Bischöfe hätten diese Worte weder verteidigen noch billigen können, da sie zu ungebräuchlich und bis zu jener Zeit nie gehört worden seien. Ohne ein Wort der Kritik hinzuzufügen, zitierten die Bischöfe die Antwort, die ihnen der Kaiser erteilt hatte, als sie ihm das Sendschreiben des Papstes zur Kenntnis brachten. Jedes Wort daraus sollte man hierhersetzen, aber wir müssen uns mit einigen der wichtigsten Sätze aus dieser Antwort begnügen.

„Allein nach den heiligen Gesetzen des Kaisers und dem löblichen Herkommen der Vorfahren ist das Reich zu regieren. Die dadurch der Kirche gezogenen Schranken wollen wir und können wir nicht beseitigen. Alles, was mit jenen Gesetzen und dem Herkommen im Widerspruch steht, erkennen wir nicht an. Die schuldige Ehrfurcht erweisen wir gern dem Papst, unserem Vater; aber die freie Krone unseres Reichs schreiben wir lediglich der Gnade Gottes zu. In Rom hat Gott die Kirche durch das Reich erhöht; dagegen sucht jetzt in Rom die Kirche – nicht durch Gott, wie wir glauben – das Reich zu erniedrigen. Mit einem Bilde fing sie an" – gemeint ist das zu Anfang dieses Aufsatzes erwähnte Gemälde im Lateranpalast –, „das Bild führte zur Schrift; nun soll die Schrift zur Tat werden. Wir werden das niemals dulden; eher werden wir unsere Krone niederlegen, als die Krone des Reichs und uns selbst so tief herabsetzen zu lassen."

Das ist Friedrich, der Kaiser. Das sind aber auch die deutschen Bischöfe. Wir sehen sie geschlossen hinter dem Kaiser stehen, denn seine Worte ihrer Antwort an den Papst einfügen, hieß diese Worte und ihren Sinn sich selbst zu eigen machen. Die deutsche Geistlichkeit konnte dem Papst nichts anderes raten, als „den Kaiser um der Wohlfahrt der Kirche und des Reiches willen zu versöhnen". Friedrichs Bischöfe, vor allem die einflußreichsten unter den geistlichen Fürsten, waren Diener Gottes und Diener am Reich. Knechte Roms zu sein, lehnten sie ab. So sehr hatte der germanische Geist des Kaisers die Kirche des Reichs wieder für ihre völkischen Aufgaben verpflichtet.

Wie sehr ihre Haltung ihrem Wesen entsprach, kann ein Beispiel zeigen. Ein Jahr vor dem Reichstag zu Besançon war Erzbischof Arnold von Köln gestorben. Er hatte die Schwäche des Reichs zu Konrads III. Tagen

in allen ihren Gefahren für die Zukunft erkannt und sein ganzes Ansehen darangesetzt, als sich durch die Wahl Friedrichs ein Ausblick auf bessere Zeiten zu bieten schien. Er hat den jungen König in seiner stolzen, nur dem Reich verpflichteten Haltung bestärkt, ihm die stärkste Stütze gegeben, die dem Königtum in einer königtreuen deutschen Geistlichkeit zu Gebote stand. Er hat mit scharfem Blick für gleichgerichtetes Streben auch den Mann in die Reichskanzlei berufen, der geeignet erschien, auf starken Schultern dereinst das wichtige deutsche Kanzleramt zu tragen. Der Name dieses Mannes ist bereits genannt worden, es war Reinald von Dassel, ein hochgebildeter Sproß eines alten weserländischen Grafengeschlechts, der ganz im Dienste der Wiederherstellung der alten Kaisermacht aufging, ein ritterlicher Held trotz seiner priesterlichen Erziehung, als Priester aber nur ein Gottesstreiter und den Päpsten in jungen Jahren schon — verdächtig! Aber gerade er gehörte zu den Auserwählten Arnolds von Köln.

Nun war Erzbischof Arnold tot. Mit wenigen Worten mußte das Wichtigste aus seinem Leben erzählt werden, sonst könnte es schwerfallen, die Ursache seines Todes nicht befremdlich zu finden. Erzbischof Arnold starb an den Folgen eines Sturzes, den er bei einem Wettlauf erlitten hatte. Erzbischof — Staatsmann von ungewöhnlicher Begabung — und Wettlauf! Man schrieb das Jahr 1156. Deutsches Mittelalter. Heldenzeit. Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott! Der Bischof, der gepanzert und schwertumgürtet zu Pferd steigen muß, um für die Freiheit der Krone, des Reichs und der deutschen Kirche zu streiten, stirbt nicht ruhmlos, wenn er an den Folgen eines Sturzes beim Wettlauf stirbt!

Der hundertjährige Kampf mit Rom beginnt

Noch bevor die Antwort der deutschen Bischöfe in die Hände des Papstes gelangte, erhielt Hadrian auf anderem Wege Kunde von der unerschütterlichen Reichstreue der deutschen Kirche. Da er überdies wußte, daß ein Feldzug des Kaisers gegen dessen bedenklichsten Widersacher in Oberitalien, gegen das mächtige Mailand, nahe bevorstand, der nur zu leicht noch ein anderes Ziel erhalten konnte, hielt es der Papst für ratsam, sich dem Kaiser wieder zu nähern. In einem Schreiben, das zwei diplomatischere Legaten als es die Gesandten von Besançon gewesen waren, dem Kaiser in Augsburg überreichten, suchte Hadrian den anstößigen Worten Lehen und Benefizium eine andere Bedeutung zu geben. Er habe, versicherte der Papst, nur den Akt der Kaiserkrönung als eine wohltätige Handlung, nicht aber die Krone selbst als eine von ihm dem Kaiser erwiesene Wohltat bezeichnen wollen, und was dergleichen Ausreden mehr waren.

Wenn Friedrich demgegenüber zwar nicht gerade einer Versöhnung auswich, aber doch zurückhaltend blieb, mußte der Papst in eine äußerst bedrängte Lage geraten. Hierzu hatte Reinald von Dassel, der Kanzler, geraten. Er sollte sich nicht verrechnet haben. Hadrian bekam die Auswirkung der geänderten Verhältnisse jedoch erst nach den ersten großen Erfolgen Friedrichs in Oberitalien zu spüren, nachdem Mailand sich unterworfen, die Städte der Lombardei und Romagna dem Kaiser den Treueid geleistet hatten, und nachdem durch die Beschlüsse auf dem Roncalischen Reichstag, 1158, Oberitalien insofern eine neue Verfassung erhalten hatte, als die Rechte des Kaisers zwar im alten langobardischen Sinne erneuert wurden, die Verwaltung aber nicht mehr Lehensleuten, sondern kaiserlichen Beamten übertragen wurde. Da Friedrich die Beschlüsse auch auf Teile des Kirchenstaates und auf die umstrittenen Mathildischen Güter ausdehnte, Reichssteuern auch in diesen Gebieten erhob, war es mit der Unabhängigkeit des Papstes vorbei, wenn er nicht auf die Seite der Gegner des Kaisers trat und nicht mit ihnen über das rasch erstarkende Kaisertum Sieger blieb.

Die Gegner waren da, bevor sich die Neuordnung in Italien noch richtig durchgesetzt hatte. Trotz Eid und Geiseln begann der Kampf der Städte nun erst recht. Friedrich mußte sein Heer aus Deutschland verstärken. Heinrich der Löwe führte ihm die Scharen zu, mit denen später Crema bezwungen wurde. Hadrian vermied den offenen Bruch mit dem Kaiser, aber er sah seinen Platz an der Seite der Aufständischen und an der Seite des Königs von Sizilien, der in den Erfolgen des Kaisers eine Bedrohung seiner Herrschaft sah.

Die Spannung zwischen Papst und Kaiser drohte in einen offenen Kampf überzugehen, als

Hadrian durch Einmischung in den lombardischen Streit Friedrich in einer Weise herausforderte, daß sich der Kaiser gezwungen sah, die Zurückweisung in eine Form zu kleiden, die längst nicht mehr üblich war und deshalb in Rom Anstoß erregen mußte. Friedrich stellte in der Aufschrift eines Briefes an den Papst seinen Namen vor den des Papstes und redete diesen außerdem mit Du statt mit Ihr an. Auf Vorhaltungen erwiderte der Kaiser kalt, daß er sich nur jener Formen bedient habe, die seine Vorgänger den Päpsten gegenüber beobachteten. Wenn Hadrian etwas anderes verlange, so möge er sich dem Kaiser gegenüber zuvor so ehrerbietig benehmen, wie die Päpste es früher für richtig befunden hätten.

Daß man nun an die äußerste Grenze von Wortspielerei, aber auch der Geduld, gekommen war, konnte und wollte sich niemand verhehlen. Bevor es jedoch zu einer weiteren Verschärfung der Lage kam und Hadrian als Bundesgenosse der kaiserfeindlichen Partei in Oberitalien den Bann über Friedrich aussprechen konnte, schied der Papst nach kurzer Krankheit aus dem Leben.

Der Tod Hadrians bedeutete jedoch nicht etwa das Ende der Schwierigkeiten. Er hatte vielmehr den Ausbruch jenes mehr als hundertjährigen Kampfes zwischen den Staufern und dem Papsttum zur Folge, der zwar manchmal, doch nur für ganz kurze Zeit, eine Unterbrechung erfuhr und dem das Kaisertum endlich erliegen mußte, als ihm, da es der Kraft des deutschen Königtums entbehrte, auch die Kraftquellen des Deutschen Reiches nicht mehr zur Verfügung stehen konnten.

Dreißig Jahre dieses Kampfes fallen noch in die Lebenszeit Friedrich Barbarossas. Siebzehn Jahre sind allein von dem Ringen zwischen Kaiser und Papst Alexander III. ausgefüllt. Der Kaiser hatte die große Gefahr erkannt, das Unheil aber nicht abwehren können, das durch die Wahl zweier Päpste heraufbeschworen wurde. Aus der Wahl der kaiserfeindlichen Kardinäle war der Kanzler Roland als Alexander hervorgegangen. Der Papst der kaiserfreundlichen Minderheit war Viktor IV.

Eine Synode, die nach dem Willen des Kaisers das Übel der Kirchenspaltung noch im Keime ersticken konnte, verlief ergebnislos, weil Alexander nicht erschien. Die Päpste bannten sich gegenseitig, Alexander sprach über den Kaiser den Bann aus, Frankreich, England, selbst der Orient stellten sich hinter Alexander, da die Herrschaft eines kaiserlichen Papstes gleichbedeutend schien mit der Herrschaft des Kaisers über alle diese Länder. Obwohl der über Friedrich verhängte Bann nicht die geringste Wirkung hatte — es zeigte sich, daß der Bann nicht mehr wie zur Zeit Gregors VII. eine unfehlbare Waffe in der Hand des Papstes war —, lösten sich doch auch in Deutschland einige Bischöfe aus der Gemeinschaft der kaisertreuen Kirche, aber die Autorität des Kaisers hat es verhindert, daß auch nur einer von ihnen offen in das Lager der Gegner überging.

Man muß sich vergegenwärtigen, daß den Wirren des Schismas, der Kirchenspaltung, die Kämpfe des Kaisers gegen den lombardischen Städtebund prallel liefen, daß Schisma und Reichspolitik untrennbar miteinander verstrickt waren, daß jede Stärkung, jede Schwächung der Stellung Alexanders die Kriegführung des Kaisers beeinflußte, daß sich jede Schwankung des Kriegsglücks wieder auf das Schisma auswirkte. Wenn man sich das richtig vor Augen hält, wird man verstehen, daß die am Schisma mittelbar oder unmittelbar beteiligten übrigen Länder des Abendlandes, aber auch der Orient ihre Stellung zueinander, ihre Haltung Alexander gegenüber jeweils von der Lage des Kaisertums abhängig machten.

Alexander betrieb nicht etwa nur seine Anerkennung. Die wurde ihm ja auch so gut wie von niemandem, den Kaiser und die deutsche Kirche ausgenommen, versagt. Ja, so mancher deutsche und italienische Fürst, selbst Erzbischof Christian von Mainz später, der Nachfolger Reinalds im Kanzeramt, neigten innerlich zu Alexander, ohne aber jemals ihre Pflichten gegen den Kaiser und das Reich zu verletzen. Doch weder vermehrte Anhängerschaft noch gesteigerte Sympathien vermochten im Grunde an der Lage des Papstes etwas zu ändern. Rom war ihm ein Jahrzehnt verschlossen, selbst Italien wagte er zeitweise nicht zu betreten. Weder der König von Frankreich noch der englische König vermochten ihn kraft i h r e s Ansehens in seine Rechte einzusetzen. Auch die von Byzanz betriebene und vom Papst unterstützte Einkreisung Deutschlands und des Kaisers brachte Alexander

seinem Ziel, der anerkannte Papst zu sein, um keinen Schritt näher.

Es gab, um wirklich Papst zu sein, als Papst von Rom aus zu herrschen, nur e i n e Anerkennung von Rang und Gültigkeit, und das war die Anerkennung durch den deutschen Kaiser. Nicht um den Apostelstuhl, nur um diese Anerkennung hat Alexander III. siebzehn Jahre lang gekämpft, um dieser Anerkennung willen, die allein ihn nach Rom geleiten konnte — denn sie gab ihm den Schutz des deutschen Heeres, des besten des Abendlandes —, hat er endlich den Frieden mit dem Kaiser geschlossen.

Und Friedrichs Taten in diesen siebzehn Jahren? Sie sind bereits angedeutet worden, aber wir müssen sie doch, wenn auch kurz, in ihrer Reihenfolge und in ihrem Schicksalswechsel überblicken, um die ungeheuren geistigen und seelischen Kräfte dieses Mannes so weit nachzuempfinden, wie es einer geschichtlichen Persönlichkeit gegenüber überhaupt möglich ist, deren Haltung und Tatkraft schon ihrer Zeit nicht mehr bis ins letzte gegenwärtig, sondern aus ferner Heldenzeit wiedergekehrt erschien. War doch in Friedrich die nordische germanische Urkraft lebendig, als Staufertum schon zu seiner Zeit im Reich Inbegriff deutscher Überlegenheit, als Ghibellinentum in Italien nach seinem Tode, ja noch lange nach dem Ende der Staufer der Inbegriff deutscher Treue, deutschen Wesens und deutschen Führertums.

Führer ohne Heer

Bei Ausbruch des Schismas lagerte der Kaiser vor der lombardischen Stadt Crema, die, mit Mailand im Bunde, den Roncalischen Beschlüssen sich am hartnäckigsten widersetzte und erst nach sechsmonatiger Belagerung, im Januar 1160, bezwungen werden konnte. Noch zwei Jahre dauerte es, bis auch Mailand, der Herd aller kaiserfeindlichen Umtriebe und Unternehmungen, die Waffen streckte. Aber nicht die Kaiserlichen, sondern die lombardischen Gegner Mailands, haben die Stadt zerstört.

Der Fall der mächtigen Gegnerin machte Friedrichs Streitkräfte gegen alle anderen Reichsfeinde frei. Vor allem faßte der Kaiser jetzt den immer wieder hinausgeschobenen Kriegszug gegen Sizilien fest ins Auge. Pisa und Genua boten Friedrich ihre Flotten an. Die Eindämmung der normannischen Macht mußte nicht zuletzt diesen beiden großen Seestädten zugute kommen.

Der Vormarsch des kaiserlichen Heeres wurde jedoch schon sehr bald aufgehalten. König Ludwig von Frankreich, bisher ein Anhänger Alexanders, bekam nach dem Fall Mailands Angst vor seinem eigenen Mut, und suchte eine Annäherung an den Kaiser, der Friedrich in der Hoffnung entgegenkam, der Kirchenspaltung jetzt ein Ende machen zu können. Die Kirche Frankreichs und die Furcht Englands vor einem deutsch-französischen Bündnis waren Alexanders beste Bundesgenossen in dieser Krise. Es gelang dem Papst, auch Ludwig wieder zu sich herüberzuziehen.

Nach dem Fehlschlagen der Verhandlungen, zu denen sich der Kaiser an die burgundische Grenze begeben hatte, stand Friedrich angesichts einer nun drohenden Kriegsgefahr ohne Heer da. Hatte er doch zuvor die gegen Sizilien aufgebotenen Streiter nach der Lombardei zurückführen und dort entlassen müssen. Nun ging er nach Deutschland, um die Grenze gegen Frankreich zu sichern. Als er dann nach Italien zurückkehrte, konnten ihn keine Truppen begleiten, und für den Krieg mit Sizilien standen ihm nur Lombarden zur Verfügung.

In Oberitalien hatte sich der Widerstand jedoch erneut gegen den Kaiser erhoben. Zwar Mailand nicht mehr, aber sein Fall hatte dem freien Venedig zu denken gegeben. Mit Sizilien und dem Kaiser von Byzanz im Bunde unterstützte es einen unter Veronas Führung stehenden Städtebund gegen Friedrich. Daß auch Alexander der Bewegung nicht fernstand, bedarf keiner Erwähnung.

Der Kaiser mußte nach Deutschland, ein Heer zu werben. Er mußte der Stärkung der Front seiner Gegner aber auch auf diplomatischem Wege zu begegnen suchen. Ein Bündnis, das er mit England abschloß, erreichte das Wichtigste nicht: die Absage Englands an Alexander. Auf den Rat seines Kanzlers Reinald faßte der Kaiser 1165, auf sich allein angewiesen, zu Würzburg einen folgenschweren Entschluß. Er beschwor selbst, und die Fürsten mußten gleich ihm geloben und auch ihre Untertanen eidlich darauf verpflichten, sowohl Alexander wie auch jedem späteren von seiner Partei gewählten Papst die Anerkennung zu versagen, dagegen sich dem

rechtmäßigen Papst — es war damals Paschalis III. — zu unterwerfen, nach dessen Tode nur den von seiner Partei Erwählten anzuerkennen, nach dem Tode Friedrichs aber keinen zum König oder Kaiser zu erheben, der nicht eidlich die gleichen Verpflichtungen übernehme, die Friedrich zu Würzburg beschworen hatte. Mit kurzen Worten, die Folge des Würzburger Reichstages war Kampf gegen Alexander und seine Gegner mit allen Mitteln, aber auch eidliche Bindung des Reiches an eine Partei, eine Verpflichtung also, die entweder selbständige Beschlüsse unmöglich machte oder den Eidbruch unvermeidlich.

Die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg haben diesen Eid nicht geleistet; allerdings nicht aus Gewissensfurcht, sondern als Anhänger Alexanders. Der Mainzer wurde seines Amtes enthoben und durch Christian ersetzt, an dem Friedrich fortan neben Reinald seine beste Stütze haben sollte. Die Haltung Salzburgs führte zu langwierigen Fehden.

Der Kaiser richtete seinen Angriff zunächst gegen die Anhänger Alexanders in Italien. In zwei Heersäulen wälzte sich die Streitmacht Barbarossas gegen Unteritalien. Ein Zusammenstoß der von Reinald und Christian geführten Heeresgruppe mit den Römern bewirkte das Abschwenken der die Adria entlangziehenden zweiten Gruppe, die Friedrich selbst befehligte. Aus dem beabsichtigten Angriff auf die Normannen wurde ein Angriff auf Rom (1167), ein vollständiger Sieg über die Stadt, die Alexander fluchtartig verlassen mußte. Der große Erfolg des Kaisers wurde jedoch durch eine grauenvolle Fieberseuche zunichte gemacht, die das Heer so vieler Krieger und tapferster Führer beraubte — auch Reinald von Dassel war darunter —, daß der Kaiser, der nach diesem Unglück auch die Lombardei wieder geschlossen gegen sich sah, Italien eilends verlassen mußte.

Heinrich der Löwe hatte an diesem Kriegszug nicht teilgenommen. Er war von der Heeresfolge entbunden worden, um sein Herzogtum, gegen das sich in letzter Zeit wiederholt Angriffe sächsischer Fürsten gerichtet hatten, nicht preisgeben zu müssen. Friedrich fand bei seiner Rückkehr nach Deutschland die Macht seines ohnehin schon mächtigen Vetters noch weiter gestärkt vor, aber nach dem Mißgeschick, das ihn betroffen hatte, konnte ihm die gefestigte Stellung des Löwen nur willkommen sein. Vorteil brachte dem Kaiser auch der Tod seines Vetters Friedrich von Schwaben, der als Ritter des kaiserlichen Heeres tapfer vor Rom gefochten — er hatte mit seiner Schar die in eine Festung verwandelte Peterskirche gestürmt —, dann aber der Seuche erlegen war. Der junge Herzog war als einziger überlebender Sohn König Konrads III. im Besitze des größten Teils des staufischen Erbes gewesen, das nun dem Kaiser zufiel und seine Stellung ungeheuer festigte.

Friedrich hatte eine aufständische Lombardei in seinem Rücken gelassen. Seiner Absicht, Oberitalien abermals zu züchtigen, begegneten die deutschen Fürsten nur mit geringer Begeisterung. Sie waren nicht allein des Unglücks von Rom wegen italienmüde, sondern es war ihnen, jetzt im 15. Jahre der Kirchenspaltung, ziemlich gleichgültig, wer sich Papst nannte. Der rechtmäßige hieß jetzt Calixt III., der Gegenpapst noch immer Alexander.

Es war also kein allzu großes Heer, das dem Kaiser im Jahre 1174 über die Alpen folgte, Erzbischof Christian, der sich meist in Italien aufgehalten hatte, war mit Erfolg bemüht gewesen, die kaiserliche Partei zusammenzuhalten und zu stärken. Den Verhältnissen, denen Friedrich sich in Oberitalien gegenübersah, war er mit den Streitkräften, die er aus Deutschland mitgebracht hatte, nicht gewachsen. Der Kampf um die noch neue Stadt Alessandria, die eigentliche Papstfestung, wie schon ihr Name andeutet, kostete mehr Zeit und Opfer, als man erwartet hatte. Friedrich mußte dringend Verstärkungen aus Deutschland anfordern. Vor allem rechnete er auf Heinrich den Löwen, der ihm auch diesmal nicht nach Italien gefolgt war. Aber der Sachsenherzog kam nicht, und die Hilfstruppen, die dem Kaiser von den Erzbischöfen von Köln und Magdeburg zugeführt wurden, betrugen nur etwa 2000 Mann. Bei dem Versuch, diese Schar mit seinem Hauptheer, das bei Pavia stand, zu vereinigen, wurde der Kaiser von den Mailändern überfallen.

Diese Niederlage — bei Legnano — führte, obwohl das Hauptheer von ihr gar nicht betroffen worden war, doch zum Vorfrieden von Anagni. Papst und Kaiser kamen sich auf halbem Wege entgegen. Im Mai des folgenden



Friedrich Barbarossa in Rom. Teil einer Miniatur von Spinello Aretino † 1410

Aufn.: Dr. F. Stoedtner



Links:
Burglöwe von Braunschweig (um 1166)
Unten:
Das im Braunschweiger Dom befindliche Grabmal Heinrichs des Löwen und der Mechthilde. Im Oval: Sein Porträt

Aufn.: Dr. F. Stoedtner



Hofhaltung Friedrichs II., Palermo. Gemälde im Maximilianeum zu München

Aufn.: Dr. F. Stoedtner

Aus der für das deutschsprache Schrifttum bedeutenden Rheinchronik Heinrichs von München (14. Jhdt.), die der Führer kürzlich erworben hat

· Die new ·

Durch waz hie geporn wart
So hebt sich dann die sechst an
Die fünf ich getiht han
Und ew gesait waz ie geschach
vil churtzleich wil ich ew darnach
Die sechst nu sagen do
mit dem chaiser Julio
Da mit ich si an heben wil
in vil churtzem zil
Die new ee · alz si hie stat ·
mit dez heiligen gaistez rat
wil ich ew sagen hie
wie ez nu erge
Von allen den chaisern die seit
warn · pis auf chaiser Ludweigz zeit
Wie ez den ergangen ist
und waz pey ir frist
päbst sint gewesen
Alz ich von in han gelesen
Und alz die geschrift ez pringet her
her got nu pis meiner sinn ler
Daz ich hainreich von Payen laut
der sich nicht anders hat genant
wan von Munichen auz der stat
der diz püch getiht hat
In dawtsch do er hub an
mit chranken sinnen sunder wan
In dem püch alz ich ew laz
daz daz vierd püch waz
Der chunig nu Ochosia
Nu wil ich fürbaz sagen da
Wie ez ergie ze Rom
mein red wär gar ein tum
Sol ich ez hie haben lan

Daz wir en pfal
So unserz lebenz
Amen sprecht
Daz diz war an
nu hort wie ez
Nu waz al
Julius
von der st
den santen Kön
Ein einem her in
Daz er die twun
Und zu dem Kein
Julius do zu m
Die choste vil les
mit seinem he
In daz selb lant
Auf einen per
Der waz Swebue
nu türt unz daz
Daz er dar auf be
vil gar gewalt
Nach dem pers
noch hewt ge
Wan der perk
den namen er
Francken und
ward Julio au
Und vil mänik
betwang er g
Mit vil ellenthaf
pei im waz gü
In däutschem l
sein lob vil we
wan man in vo

Konradin, Plastik von Thorwaldsen in der Kirche Sn. Maria del Carmine zu Neapel, 1847



Das Hohenstaufische Kastell von Lucera in Sizilien, erbaut von Friedrich II.

Jahres, 1177, wurde zu Venedig der Gesamtfriede unterzeichnet: sechsjähriger Waffenstillstand mit dem Lombardischen Bund, fünfzehnjähriger Waffenstillstand mit Sizilien, Beendigung des Schismas, Alexander anerkannt.

Hatte der Papst gesiegt? Die Bedingungen, soweit sie Kaiser und Papst betreffen, geben Aufschluß darüber. Ohne sich auch nur eines kaiserlichen Rechtes zu entäußern, erkannte der Kaiser Alexander und dessen kanonisch gewählte Nachfolger als die rechtmäßigen Päpste an. Das Wort Hoheitsrecht des Papstes gibt es in der ganzen Friedensurkunde nicht; nur von Besitzungen der römischen Kirche ist die Rede. Die umstrittene Mathildische Erbschaft gab Friedrich nicht aus der Hand. Die Lombarden, die im Kaiser den Sieger sahen und ihn seit dem Friedensschluß mit dem Papst und Waffenstillstand mit Sizilien auch wieder als Gegner fürchten mußten, sahen in dem ihnen gebotenen Waffenstillstand so wenig Sicherheiten, daß sie alle Vorbedingungen schufen, die für einen endgültigen Frieden nötig waren und der 1183 denn auch zu Konstanz unterzeichnet wurde. Er sicherte den lombardischen Städten jene Selbständigkeit in der Verwaltung, die ihre besondere Lage im Reich erforderte; die Oberhoheit des Kaisers war indes in vollem Umfang wiederhergestellt.

Nordische Tragödie

Zwischen diesen beiden Friedensschlüssen liegt die Rückkehr des Kaisers nach Deutschland, liegt der Tod Alexanders und die Wahl seines Nachfolgers Lucius III., liegt aber auch die tragische Auseinandersetzung zwischen dem Kaiser und seinem Vetter Heinrich dem Löwen, die den Sturz des mächtigen Sachsenherzogs zur Folge hatte. Dieses Ende einer Freundschaft ist um so tragischer, als sich zwei nordische Recken von ungewöhnlichem Persönlichkeitswert gegenüberstehen, zwei einander vollkommen ebenbürtige Gegner, von denen der Herzog dem Kaiser unterliegen mußte, so wollte es der Lauf der Welt, so verlangte es die Autorität des Imperiums.

Heinrichs Stellung in seinen Erblanden war von Anfang an mehr als umstritten, sie war blutigen Angriffen ausgesetzt gewesen. Sachsen, um das in der Kinderzeit des Löwen gekämpft wurde, erhielt ihm seine Großmutter Richenza, die Witwe Kaiser Lothars, die das Herzogtum gegen König Konrad und gegen Albrecht den Bären verteidigte. Bayern gab ihm erst sein Vetter, der Kaiser Friedrich, zurück.

Der Kaiser hat Heinrich in allen seinen Kämpfen gegen die sächsischen Fürsten unterstützt, mehr als eine Empörung unterdrückt, ihm die Heeresfolge erlassen, damit Heinrich seine Macht ausbauen konnte, die ja nicht zuletzt ein Teil der Macht des Kaisers war. Als der Kaiser dann in seiner Not vor Alessandria einen Teil dieser Macht zu seiner Unterstützung verlangte, mußte es ihn aufs tiefste treffen, vom Löwen eine Absage zu erhalten.

Demgegenüber müssen wir uns vor Augen halten, wozu Heinrich seine Macht gebraucht hatte, daß er mit ihr das Werk seines Großvaters, des Kaisers und Sachsenherzogs Lothar, fortsetzte, und in welchem Maße fortsetzte! Ein Werk, das planvoll auf die Erschließung neuen deutschen Raumes gerichtet war. Kolonisation und Kultur in Norddeutschland jenseits der Elbe sind zum größten Teile das Werk Heinrichs des Löwen, vorgetragen und vertieft in Ländern, die vom rauhen Wesen unbekehrter slawischer Stämme erfüllt waren. Was Heinrich dort in engster Verbindung mit seinem Stammesherzogtum Sachsen geleistet, konnte vorerst nur Bestand haben, wenn er es mit seinem starken, schwertgeübten Arm zusammenhielt. Heinrich hatte für das Land jenseits der Alpen keine Hand frei. Selbst um seine Herrschaft in den von ihm dem Reich gewonnenen Gebieten behaupten zu können, brauchte er eine größere Macht, als sie seinen Nachbarn lieb war.

Der Tag von Legnano brachte es mit sich, daß der Kaiser seinen Vetter gegen die Klagen seiner Neider und Gegner nicht mehr in Schutz nahm, sondern ihn vor Gericht und Reichstag beschied. Verlust aller Würden, Lehen und Eigengüter, bis auf Braunschweig und Lüneburg, die ihm nur der Kaiser rettete, Verbannung an den Hof seines Schwiegervaters, des Königs von England, das war das Ende.

Bayern kam an die Wittelsbacher. Sachsen wurde geteilt. Nie war Machtzersplitterung ein Gewinn für das Reich. Den überelbischen Gebieten zwang Dänemark die Lehenshoheit auf. Heinrichs ganzes Werk zerfiel. Und was für die Folge das schlimmste war: der Kampf zwischen Staufen und Welfen begann von neuem.

Alle diese Folgen zeigten sich erst nach und

nach, in ihrer ganzen Schwere erst im nächsten Jahrhundert. Friedrichs Kaisertum empfing von der Niederlage des Löwen zunächst nur noch helleren Glanz. Seiner Politik war noch ein großer Erfolg beschieden. Seine Zeit konnte nicht erkennen, daß mit diesem Erfolg der letzte Abschnitt staufischer Geschichte begann, in dem die Macht des deutschen Kaisertums bisweilen über Europa hinaus, übers Meer hinweg reichte, eine Zeit, in der aber das Reich — ohne König war.

Im Oktober 1184 hatte der Kaiser seinen zweitältesten und zu seinem Nachfolger bestimmten Sohn Heinrich mit der Erbin des sizilischen Königreiches verlobt. Konstanze war die nachgeborene Tochter Rogers II., des Begründers der sizilischen Königsmacht. Den Vertrag mit dem Kaiser schloß ihr Neffe, König Wilhelm, ab, dessen Kinderlosigkeit das sizilische Reich einem ungewissen Schicksal zu überantworten drohte.

1186 vermählte sich der neunzehnjährige Heinrich mit der um elf Jahre älteren sizilischen Prinzessin. Papst Lucius, der die Verbindung begünstigt hatte, war damals nicht mehr am Leben. Sein Nachfolger Urban übertrug als gebürtiger Mailänder den einstigen Haß seiner Vaterstadt gegen Friedrich auf das Kaiserhaus. Urban erkannte die große Gefahr, die in der Vereinigung der deutschen, italienischen und sizilischen Krone für das Papsttum lag. Den Kampf, den die Papstkirche gegen dieses Bündnis später auch aufgenommen hat, hätte gewiß schon Urban begonnen, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Indem er der Hochzeit fernblieb und die Krönung verweigerte, verriet er deutlich genug seine Gesinnung.

Gregor VIII. war ein Freund des Kaisers; er starb jedoch schon nach acht Wochen. Aber auch von seinem Nachfolger Clemens III. waren Schwierigkeiten nicht zu befürchten. Clemens war der letzte Papst während der Regierungszeit Barbarossas. Zehnmal haben unter Friedrich die Päpste gewechselt. Sie haben ihm die Krone gereicht, den Bann gegen ihn geschleudert, ihm das Schwert in die Hand gezwungen. In Gegenwart des Kardinallegaten des letzten, des elften Papstes nahm der Kaiser das Kreuz.

Im Mai 1189 brach der Achtundsechzigjährige zu seiner letzten Heerfahrt auf. Ins „Heilige Land". Es war 42 Jahre zuvor das Ziel seiner ersten Heerfahrt gewesen. Damals, so unglücklich der Kreuzzug Konrads auch verlief, war es Friedrichs Ritt in eine heldische Zukunft. Diesmal war es Fahrt und Ritt des Kaisers in die Ewigkeit, die ihm gehalten hat, was ihm die Zukunft verhieß: Unsterblichkeit.

Der Held ist es, von dem wir Abschied nehmen, der nordische Recke, der todesmutige Führer der Seinen. Vor Ikonium erscheinen zweimalhunderttausend türkische Reiter im Rücken der abgesprengten Streitschar des Kaisers. Ein Häuflein Erschöpfter, das nur noch den Tod vor Augen hat. Da ist es der alte Kaiser, der Heerkönig, der sein Roß herumwirft, das Letzte zu versuchen, was ihm das Leben in dieser Stunde noch ließ, den herrlichen deutschen Mut. Ikonium war der letzte Sieg Barbarossas. Drei Wochen später fand der Kaiser in den reißenden Fluten des Saleph den Tod. Als er, der alte Mann, den Fluß durchschwimmen wollte . . .

Kaisertum ohne Reich

Bevor Friedrich Kleinasien noch erreicht hatte, war durch den Tod König Wilhelms von Sizilien das Erbe seiner Tante Konstanze eine Besitzfrage für das Reich geworden. Der Kaiser hatte beim Vertragsabschluß dafür Sorge getragen, daß Wilhelm die sizilischen Großen zur Anerkennung des Erbrechts Konstanzes und ihres Gemahls, des Kaisersohnes Heinrich, eidlich verpflichtete. Trotzdem versuchte ein Teil des normannischen Adels, einer Seitenlinie des Königshauses die Krone zuzuwenden.

Den vertrags- und eidtreuen Teil der Sizilianer zu unterstützen, hätte Heinrich sogleich in seinem neuen Erblande persönlich erscheinen müssen. Die überraschende Rückkehr Heinrichs des Löwen aus der Verbannung, die Absicht des geächteten Herzogs, die Abwesenheit des Kaisers zur Wiederherstellung seiner Macht zu benutzen, hielt den jungen König in Deutschland fest. Der Löwe zeigte sich jedoch versöhnlicher, als man eigentlich hätte erwarten dürfen. Nicht ohne Bitterkeit mochte er daran denken, wie nötig es sei, selbst dort zur Stelle zu sein, wo es eine Macht zu befestigen galt, aber er versicherte den jungen Vetter einstweiliger Einstellung der Feindseligkeiten, obwohl mittler-

weile die Botschaft vom Tode des Kaisers nach Deutschland gekommen war.

Der junge Herrscher erreichte auf seinem ersten Zuge nach dem Süden nur die Kaiserkrönung. Am Betreten seines normannischen Erblandes verhinderte ihn schon Neapel. Der englische König Richard Löwenherz, als Kreuzfahrer zur See unterwegs nach dem „Heiligen Land", unterstützte den Widerstand, den der junge Kaiser noch weniger zu brechen vermochte, als sein Heer und er selbst von einer Fieberseuche befallen wurden. Heinrich konnte die Besserung seiner Lage jedoch nicht in Italien abwarten, da ein Sohn des Löwen in Deutschland die Nachricht verbreiten ließ, daß der Kaiser vor Neapel der Seuche erlegen sei.

Zur Änderung der Situation sollte jedoch ein Ereignis beitragen, das Heinrich klug für sich und das Reich zu nutzen verstand. Der König von England hatte sich auf dem Kreuzzug mit seinen Mitstreitern überworfen, sowohl mit dem Herzog von Österreich als auch mit dem König von Frankreich. Auf der Rückkehr nach England, auf dem Landwege, fiel Richard Löwenherz auf österreichischem Gebiet dem Babenberger in die Hände. Der Herzog hielt den König zuerst in seiner Burg Dürnstein an der Donau gefangen und lieferte ihn dann an den Kaiser aus, der Richard auf die Reichsfeste Trifels bringen ließ. Die Klugheit, mit der Kaiser Heinrich die bedrängte Lage seines einstigen Widersachers bei der Belagerung von Neapel auszunutzen wußte, um mit den eigenen Schwierigkeiten fertig zu werden, stellt der diplomatischen Kunst und geistigen Behendigkeit des Sohnes Barbarossas das beste Zeugnis aus.

Richard hatte die Rache des Königs von Frankreich zu fürchten. Schutz konnte nur der deutsche Kaiser bieten. Heinrich VI. gewährte diesen Schutz unter der Bedingung, daß Richard sein englisches Königreich von ihm zu Lehen nahm. Ferner mußte Richard als Schwager Heinrichs des Löwen alles aufbieten, um die Staufer und Welfen zu versöhnen. Drittens forderte ihm der Kaiser ein ungeheures Lösegeld ab.

Mit dieser Steigerung seines Ansehens und Stärkung seiner Mittel, die schon durch das bewegliche Hochzeitsgut seiner Gemahlin nicht gering waren, konnte Heinrich abermals an die Eroberung seines sizilischen Reiches schreiten. Auch jetzt half ihm der Zufall. Tankred, dem die kaiserfeindliche normannische Partei die Krone gereicht hatte, war gestorben. In Sizilien dachte niemand an Widerstand. Heinrich nahm zu Weihnachten 1194 in Palermo die Krone. Die Art, wie er diese Krone gewonnen hatte, gab dem Kaiser zu denken. Nicht durch Wahl, wie die deutsche, hatte er sie erworben, sondern durch Erbschaft, einfach durch Erbschaft. Wie, wenn ein solches Erbrecht auch für das Reich zu erreichen wäre? Indem man den Fürsten die uneingeschränkte Erblichkeit ihrer Lehen zusicherte?

Die Mehrzahl der Fürsten war diesem Plan nicht abgeneigt. Aber der Anfang mußte von Sizilien aus gemacht werden, denn Sizilien gehörte jetzt zur Krone. Jedoch der Papst, der die sizilische Krone geschaffen, hatte Siziliens Vasallenverhältnis zur Kirche nie gelöst. Also entschied zuletzt der Papst auch über die Erblichkeit der deutschen Krone. Es gelang dem Kaiser nicht, Papst Cölestin für seinen Plan zu gewinnen, selbst nicht um den Preis, daß das Kaisertum päpstliches Lehen sein sollte. Hadrian und Barbarossa hatten sich über dieses Lehen als bloße Vorstellung verfeindet; das Schisma war die Folge dieses Streites gewesen. Jetzt verhandelte man zwar leidenschaftlich, aber doch sachlich über dieses Lehen als mögliche, dem Kaiser erwünschte Tatsache!

Allerdings hatte dieser Kaiser nicht nur Deutschland und dazu Ober- und Mittelitalien in Besitz. Er war auch König des Südens, Apuliens und der Insel. Sizilien war Seemacht, der Kaiser verfügte über eine Flotte. Ein Blick nach Osten zeigte, was dort für das Abendland zu gewinnen war, wenn d i e Kräfte angesetzt wurden, die in den letzten fünfzig Jahren die deutsche Kaisermacht wieder aufgerichtet und erweitert hatten! Wenn der staufische Geist übers Meer zog!

Papst Cölestin wußte, warum er nein sagte, auch wenn der Gewinn des Lehensrechtes winkte. Der Träger einer solchen Kaiserkrone war frei und Herr auch über die Kirche, selbst wenn er sein Kaisertum von ihr zu Lehen nahm. Man konnte dem Kaiser Wege verbauen; die Kühnheit seiner Pläne konnten Menschen nicht herabdrücken. Wohl mußte er sein jetzt zweijähriges Söhnlein Friedrich zum deutschen König wählen lassen, wie er selbst als Vierjähriger gewählt

worden war; wohl galt es, in Sizilien eine Verschwörung blutig zu ersticken, die um so gefährlicher gewesen war, als ihr auch die Kaiserin Konstanze angehörte. Ein Kreuzzug und die Vermählung Philipps, des Bruders des Kaisers, mit einer byzantinischen Prinzessin sollten jedoch die noch mögliche Erweiterung des Reichs im östlichen Mittelmeer bringen — da starb 1197 Heinrich VI., erst zweiunddreißig Jahre alt.

Für die Dauer von dreiundzwanzig Jahren hatte an diesem Unglückstage die deutsche Kaiserkrone ihren Wert verloren. Zwölf Jahre, bis 1209, ruhte ihre alte Macht vollkommen. In Sizilien wuchs an undeutschem Hof unter der Vormundschaft des Papstes Innozenz III. ein Kind zum Jüngling heran, der gewählte deutsche König Friedrich II., der Sohn Kaiser Heinrichs VI., der Enkel Barbarossas — von den Deutschen vergessen. In Deutschland kämpften Welfen und Staufer fünfzehn Jahre um das Königtum, Otto IV., der jüngste Sohn Heinrichs des Löwen, gegen Philipp von Schwaben, den Bruder des letzten Kaisers, und später gegen Friedrich II. In Oberitalien hatte sich der Lombardenbund wieder zusammengeschlossen. In Sizilien herrschte der Papst, der, von niemand daran gehindert, seinen Kirchenstaat auch über altes Reichsgebiet ausdehnte.

Als Philipp ermordet und das Gegenkönigtum Ottos nicht mehr bekämpft war, zeigte sich Innozenz auch bereit, seinem welfischen Schützling die Kaiserkrone zu geben, und zwar gegen die Erneuerung einer Anerkennung, die schon für die päpstliche Bestätigung seiner Königswahl die Voraussetzung gebildet hatte. Diese Anerkennung bezog sich auf folgende Stellungnahme der Kirche zum deutschen Kaisertum: Die Kirche ist es gewesen, die das Kaisertum von den Griechen — gemeint sind die byzantinischen Nachfolger der römischen Kaiser — auf die Franken (Karl) und die Deutschen (seit Otto I.) übertragen hat. Aus diesem Grunde ist die Wahl des deutschen Königs als künftigen Kaisers nach Ursprung und Zweck eine Angelegenheit der Kirche.

Otto IV. hat die Anerkennung dieses Anspruchs der Kirche später zwar widerrufen, auch die Erklärung, seine Rechte bei der Wahl der Bischöfe und Äbte nicht mehr ausüben zu wollen; für den Augenblick aber verzichtete er auf den Anspruch auf das von Gott allein gewollte Kaisertum seiner Nation, und die Kirche hat seinen Widerruf nie anerkannt.

Nur auf eins gedachte Otto, nachdem er die Kaiserkrone empfangen hatte, nicht zu verzichten, auf das sizilische Reich. Da bannte der Papst den Kaiser, verbündete sich mit Frankreich und stellte Otto in Deutschland den siebzehnjährigen Friedrich, den Sohn Heinrichs VI., als Gegenkönig entgegen. Der Kampf der Welfen mit den Staufern ging weiter. Otto wurde nicht auf deutschem Boden, von keinem deutschen Gegner besiegt, sondern als Bundesgenosse Englands mit einem Reichsheer (1214) auf dem Schlachtfelde von Bouvines in Frankreich geschlagen. Diese Niederlage kostete ihn auch die deutsche Krone, die Friedrich nun unbestritten behauptete.

Stärke und Ansehen, die diese Krone im jahrelangen Kampf der Gegenkönige eingebüßt hatte, konnte Friedrich II. nicht wiederherstellen. Dazu war er nicht nur zu wenig als Deutscher erzogen, sondern politisch in Deutschland zu wenig gefesselt. Er stützte das Kaisertum auf andere Kräfte als seine Vorgänger, nicht auf die Einigkeit der Fürsten, nicht auf deren Verpflichtung zur Heeresfolge, nicht auf den Souveränitätswillen des deutschen Volkes, sondern auf seinen sizilischen Beamtenstaat. Kaisertum und Reich lösten sich ohne Gewalt, aber unaufhaltsam voneinander. Kraft und Mittel der deutschen Fürsten wurden für Italien kaum noch in Anspruch genommen; sie, die in den langen Jahren des Doppelkönigtums die Verpflichtung zu e i n e m, zu d e m Führer verlernt hatten, konnten ungestört ihre Landesherrschaften entwickeln, die allerdings den kräftigen Keim verhängnisvoller Nachbarkämpfe in sich trugen.

Friedrichs Kriege, die er mit deutschen Truppen führte, galten wohl auch einem Kaisertum. Es gründete sich jedoch mehr denn je hauptsächlich auf Italien und hatte dauernd mit den ihm hier feindlichen Kräften zu ringen, mit den lombardischen Städten und mit dem Papst. Es wiederholten sich die Zeiten Alexanders III. Als es Friedrich bei Cortenuova gelungen war, den Lombardischen Bund entscheidend zu schlagen, stellte der Papst die Front gegen den Kaiser wieder her. Erfolge und Mißerfolge des Kaisers waren an die Persönlichkeit seiner Gegner gebunden. Er entzog unter dem Nachfolger des unbeugsamen Innozenz Sizilien der Oberhoheit

des Papstes, indem er seinen Sohn Heinrich, als er bereits zum König von Sizilien gekrönt worden war, auch zum deutschen König wählen ließ, Sizilien also wieder mit der deutschen Krone verband. Gregor IX. wiederum, der entschlossenere Nachfolger des schwächlichen Honorius III., benutzte Friedrichs Aufenthalt im „Heiligen Land", wo er sich die Krone von Jerusalem aufs Haupt setzte, die Macht des Kaisers in Italien und Sizilien zu untergraben. Die Entscheidung im Kampfe mit dem letzten Gegner, Innozenz IV., verhinderte der plötzliche Tod des Kaisers im Jahre 1250.

Auch Friedrich II. hatte um eine Weltmacht gekämpft, aber diese Macht mehr in erträumten Ausmaßen gesehen als mit nüchternem Blick bereits als sein eigen erkannt. Das war ein fremder Zug an dem sonst durch und durch deutschen Mann, ein Zug, der etwas an Otto III. erinnert, den Sohn der Griechin Theophano. Viel öfter jedoch brach sich in Friedrich das staufische Blut Bahn. Nur nordische Haltung und Anpassungsfähigkeit an die Gesetze naturnotwendiger Entwicklung ließen ihn, wie einst auch seinen Großvater, sich behaupten. Hat er Deutschlands innere Entwicklung auch nicht bewußt gefördert, so ist er doch der allmählichen Herausbildung eines selbständigen deutschen Bürgertums, als unausbleibliche Folge der Unabhängigkeitskämpfe der lombardischen, in ihrem Kern ebenfalls germanischen Städte, nicht mit Gewalt entgegengetreten.

Der Tod des Kaisers, mitten im Kampfe, hatte die Folgen seines Zerwürfnisses mit dem Papst auch in Deutschland fortbestehen lassen, wo Innozenz IV. das ganze staufische Haus bannte und eine Zeit erbitterter Parteikämpfe heraufbeschwor. Unter diesen Wirren hat auch Friedrichs Sohn, Konrad IV., zu leiden gehabt. In Wien hatte ihn der Kaiser 1237 zum König krönen lassen und bestimmt, daß Konrad als Vertreter der kaiserlichen Macht in Deutschland verbleiben sollte. Konrad ist dieses Amtes jedoch nie froh geworden. Gegen ihn und den Kaiser stand ein großer Teil der Reichsfürsten, verbunden mit einer Anzahl von Städten. Die Anfänge dieser Gegnerschaft rührten noch aus der Zeit des Doppelkönigtums her, da, geschürt vom Papst, der Welfenstreit neu entfacht worden war, um die Kraft der Staufer zu brechen. Noch zu Lebzeiten Friedrichs II. war die päpstliche Partei, im Bunde mit den Welfen, soweit gegangen, den Landgrafen von Thüringen, Heinrich Raspe, als Gegenkönig aufzustellen. Aber diesem Umstand verdankte es Konrad, der Kaisersohn, nicht allein, daß er in Deutschland nicht festen Fuß fassen konnte. Hinzu kam, daß es den päpstlichen Umtrieben gelungen war, die deutsche Kirche in der Einigkeit hinsichtlich ihrer Kaisertreue zu erschüttern. Auch von dieser hatte Konrad darum eine Hilfe kaum zu erwarten. Und da er als Persönlichkeit nicht stark genug war, so vermochte er es nicht, der inneren Zersetzung des Reiches von Süden her Einhalt zu gebieten. Andere Aussichten boten sich zunächst ihm zwar in Italien. Dort hatte sein Halbbruder Manfred das kaiserliche Erbe mit sizilischen und sarazenischen Truppen gegen das Papsttum geschützt. Ein Vorteil aber konnte Konrad IV. auch aus dieser Situation nicht erwachsen, da er kurz nach seiner Ankunft in Italien eines jähen Todes starb (1254).

Ungehindert konnte sich nun der Parteienhader in Deutschland austoben, der das deutsche Königtum schließlich ausländischen Fürsten in die Hände spielte. Friedrichs Enkel Konradin, den letzten Erben staufischer Rechte, ließ dieses führerlose Deutschland schutzlos und ohne Hilfe den aussichtslosen Kampf um sein sizilisches Erbe aufnehmen.

Papst Clemens IV. hatte den Bruder des Königs von Frankreich, Karl von Anjou, mit Sizilien belehnt. Nach dem Verlust der Entscheidungsschlacht bei Tagliacozzo, 1268, geriet Konradin durch Verrat in die Gewalt seines Gegners, der ihn wider jedes Recht und Gesetz in Neapel enthaupten ließ.

Dieses Ende war tragisch, aber es war nur der Ausklang einer Zeit, die den hohen Sinn eines nordischen Imperiums nicht mehr übernommen hatte. Von diesem Sinn war dem Deutschen Reich neben der Blüte seiner Kultur nur der natürliche Zwang inneren Zusammenhaltes geblieben. Wie oft dieser Zusammenhalt auch gelockert, wie ernst er auch bedroht wurde — er blieb doch durch alle Zeiten hindurch bestehen, wenn in mancher entscheidenden Stunde auch nur kraft der Erinnerung an das alte deutsche Kaisertum und kraft des Heimwehs nach seiner germanischen Macht und Größe, die das ganze Abendland zur Weltherrschaft geführt hatten.

Deutscher – merk' dir das!

„Gott wohnt nur in den stolzen Herzen!" Ernst Moritz Arndt

Die Fruchtbarkeit in den mit Hilfe von Ehestandsdarlehen geschlossenen Ehen ist 71 v. H. höher als in anderen Ehen, die ihrerseits gegenüber dem Jahre 1933 eine Geburtenzunahme von 13 v. H. zu verzeichnen hatten. So erfreulich diese Ziffern scheinen mögen, so eindringlich muß davor gewarnt werden, daraus etwa den Schluß ziehen, daß dieses Ergebnis schon genüge, um den Bestand unseres Volkes zu sichern.

Das Ziel, das erreicht werden muß, ist, daß von je 30 Ehefrauen, die Mütter werden können, alljährlich 10 Mütter werden. Dann erst, wenn dieser Stand erreicht und unverändert festgehalten wird — auf 30 Frauen alljährlich 10 Kinder —, dann erst kann sich das deutsche Volk erhalten und behaupten.



Mit einer Reihe von Erscheinungen, die sich insbesondere noch bei großindustriellen Unternehmungen bemerkbar machen, setzt sich die amtliche Korrespondenz der D.A.F. auseinander. Sie weist darauf hin, daß da Betrieb und Verwaltung noch streng getrennt seien: „Die Arbeiter der Stirn und der Faust scheiden sich in untere, mittlere, höhere, leitende, selbständige und weiß der Himmel für welche Angestellte. Kaufmännische und technische Betriebs- und Verwaltungsangestellte richten lächerliche Schranken zwischen sich auf, für die der Arbeiter der Faust nur ein geringschätziges Lächeln und treffende Glossen übrig hat. Die Definition der Angestellten bedeutet ihnen noch nicht genug, sie wollen „Beamte" sein. Und hoch über all diesem Gewimmel thront oft noch der Akademiker, der kaum seine Mitarbeiter der Stirn, geschweige denn die der Faust kennt oder sich gar mit ihnen in eine Gemeinschaft einlassen will. Da existieren noch gewisse Überbleibsel aus einer längst vergangenen und nie wiederkehrenden kapitalistischen Epoche, jene Werks- und Kasinovereine der meisten größeren Betriebe, in denen alles andere, nur keine Volksgemeinschaft gefördert wurde.

Der Jahresumsatz der deutschen Sozialversicherung ist mit 2808,7 Mill. RM. an Beitragsaufkommen, 538,7 Mill. RM. an Reichsmitteln, 388,2 Mill. RM. an Zinsen und sonstigen Einnahmen, also 3735,6 Mill. RM., und 3016,6 Mill. RM. an Versicherungsleistungen, 286,8 Mill. RM. an Verwaltungskosten usw., also 330,4 Mill. RM., zusammen 7039,0 Mill. RM., um etwa 400 Millionen höher als die gesamten Einnahmen und Ausgaben der Deutschen Reichsbahn.



Die „christliche Regierung" Österreichs hat es als einzige in der Welt fertiggebracht, den in Wien lebenden Reichsdeutschen eine gemeinsame Weihnachtsfeier unmöglich zu machen. Die Reichsdeutsche Kolonie in Moskau konnte ungestört Weihnachten feiern.



Graf Gobineau, ein Nachkomme des bekannten Rassetheoretikers, sprach kürzlich in Paris über das Thema „Rassenkunde und Marxismus". Er hob hervor, daß es gegen den französischen Zerfall nur ein Mittel gäbe: die révolutionäre Umwandlung Frankreichs in einen nationalen, französischen, arischen Staat.

Der ungarische Reichstagsabgeordnete Wolff nahm in einer Kundgebung zur Judenfrage in Ungarn Stellung. Er führte an, daß von vierzig Großunternehmungen der Industrie und des Handels, die 4000 Angestellte beschäftigen, über 3600 Juden seien. Wenn auch die Leitung dieser Unternehmungen nur zu 30 v. H. jüdisch sei, so würden die in führender Stellung stehenden Ungarn nur als Paradechristen angesehen. Es sei jetzt höchste Zeit, daß die Regierung das weitere Eindringen des Galizianertums verhindere.

Zweierlei Schrift lediglich durch einen Irrtum!

Bücher deutschen Inhalts in Lateinschrift lese ich nicht! **Bismarck**

Auch der lerneifrigste Schüler ist nicht darüber erfreut, daß es eine deutsche und eine lateinische Schrift gibt. Er meint, es würde genügen, wenn er nur eine zu lernen brauchte. Aber nicht der Schüler allein äußert sich mißfällig zu dem Nebeneinander beider Schriften; in der Öffentlichkeit ist früher immer wieder die Frage erörtert worden, ob man nicht endlich, entsprechend dem Vorbild anderer Staaten, nur die lateinische Schrift bestehen lassen sollte. Das lateinische Druckalphabet war im 11. Jahrhundert voll entwickelt: die großen Buchstaben hatte es aus der Antike übernommen, sie gingen auf die lateinische „Quadratschrift" zurück. Die kleinen Buchstaben aber erhielten ihre endgültige Form aus der Minuskelschrift der karolingischen Herrscher. Allmählich wandelte sich diese lateinische Schrift in das deutsche Druckalphabet. Statt der runden Kurven wurden in Winkeln angereihte Gerade gezogen. Das war nicht Zufall oder Willkür, sondern entsprach dem geistigen Charakter der Zeit. Man erkennt das daran, daß die Ausbildung dieses strengen Schriftstils mit der gotischen Baukunst zusammentrifft, deren Strenge und Erhabenheit ebenfalls auf die gefälligen Rundungen verzichtete und die übereinandergegipfelten, in Winkeln ineinandergreifenden Linienschwünge anwendet. Daß man diesen Zusammenhang auch früher erkannt hat, geht daraus hervor, daß man beiden das charakteristische Kennwort „gotisch" gab.

Die „lateinische" Schrift war nicht „altrömisch"

Wesentlich ist also die Feststellung, daß bis dahin die Entwicklung der Schrift einheitlich und ungebrochen verlief, daß die eine sich aus der anderen entwickelte, daß keine Konkurrenz zwischen lateinischer und deutscher Schrift bestand. Die deutsche war jünger und hatte die lateinische abgelöst. Von ihrem Entstehungsgebiet aus verbreitete sie sich im 13. Jahrhundert auch über Italien. Wie kam es nun, daß die gestorbene lateinische Schrift wieder auflebte? Das ist durch jenes Ereignis in der Geistesgeschichte zu erklären, das man mit dem Namen „Renaissance" bezeichnet. In ihm wurde eine vergangene Kultur in einem bis dahin unbekannten Ausmaße wieder aufgenommen. Die Verehrung dieser Kultur ging so weit, daß man nicht nur ihrem Geist ähnlich zu werden strebte, sondern auch ihre Äußerlichkeit sklavisch übernahm. Als die Humanisten in alten Schriften die sogenannten lateinischen Buchstaben fanden, sahen sie diese als römisch an. Das war zwar ein Irrtum, soweit es sich um die kleinen Buchstaben handelte. Aber dieser Irrtum genügte, um eine Schriftreform zu fordern, die eine Wiedereinführung der scheinbar römischen Schrift verlangte.

„Gotisch" als Schimpfwort

Es entsprach durchaus dem Geist jener Zeit, daß man die Parole „Zurück zur römischen Schrift!" äußerst energisch aufnahm. Mit der radikalen Unduldsamkeit einer innerlich ganz starken Kulturepoche erklärte man alles, was über die Antike hinaus entwickelt worden war, für Barbarei, für eine Verschlechterung der alten Ideale. Die Schuld an dem Verdrängen der besseren Kultur gab man den Goten, Vandalen, Langobarden, die ihre Einrichtungen an die Stelle der vollkommenen antiken gesetzt

hätten. Damals erhielt das Wort „vandalisch" die Bedeutung von „kulturzerstörend", damals verstand man unter „gothisch" plötzlich „plump", „schwerfällig", „barbarisch". Tatsächlich hatten die Goten weder mit der Entstehung der „gotischen" Baukunst noch mit der der „gotischen" Buchstaben etwas zu tun. Aber die Bezeichnung blieb, selbst als man die Bibelübersetzung des Ulfilas gefunden und daraus ersehen hatte, wie die Goten wirklich geschrieben haben. Auch das 18. Jahrhundert, das Zeitalter der Aufklärung, nahm gotisch nicht nur als Bezeichnung, sondern als Werturteil. War es der Renaissance in Italien eine Verböserung der antiken Form gewesen, so legten die Franzosen, die sich von dieser „gotischen" Schrift längst getrennt hatten, in das „Gotisch" die Abneigung des aufgeklärten Rationalisten gegen das finstere Mittelalter und zugleich die Gegnerschaft der Romanen gegen den Germanen — bitterer Witz der Kulturgeschichte, bei dem die Franzosen nicht ahnten, wie sehr sie sich selbst mit dieser Geringschätzung verspotteten.

Die Schrift Albrecht Dürers

Seit der Renaissance also existiert wieder das lateinische Alphabet und hat sich bis zur Gegenwart erhalten, seit damals besteht seine Konkurrenz zur deutschen Schrift, weil diese sich nie gänzlich verdrängen ließ. Die „gotische" wurde sogar seit dem 16. Jahrhundert deutsche Nationalschrift. Die kaiserliche Kanzlei Maximilians I. pflegte sie nämlich und unter ihrem Einfluß schnitten die Schriftkünstler in Augsburg und Nürnberg die noch heute üblichen Formen der „Frakturschrift". Ein Meister Hieronymus arbeitete nach Vorlagen des Schriftmeisters Johann Neudörfer unter Albrecht Dürers persönlicher Anleitung verschiedene „Grade" von Fraktur, und Dürer verwendete diese z. B. bei einer Ausgabe seines „Triumphwagens Kaiser Maximilians". Es wurde nun üblich, die deutschen Texte durchweg in deutschen Buchstaben zu setzen und nur die lateinischen in lateinischer Schrift.

Es war typisch ausländischer Einfluß, wenn in Süd- und Westdeutschland die deutsche Schrift allmählich vor der lateinischen zurückwich und sich dafür zeitweise Skandinavien eroberte. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts an wurde es „vornehm", auch bei deutschen Texten die lateinischen Buchstaben zu verwenden. Immerhin sind in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts 57 vom Hundert der in deutscher Sprache verfaßten Bücher in deutscher, 43 vom Hundert in lateinischer Schrift gedruckt worden.

Schrift aus deutschem Geiste

Daß übrigens trotz der alle durchdringenden Aufklärung und dem Europa um 1800 beherrschenden Klassizismus die gotische Schrift nicht nur aus einem gewissen Beharrungsvermögen beibehalten wurde, sondern wieder Verständnis für ihren Wert und ihre Bedeutung fand, danken wir der Romantik. Damals wurde die Gotik allgemein wieder aus ihrem Schlaf erweckt, wurde die Legende von der Vernichtung der antik-römischen Kultur durch die Germanenstämme widerlegt. Man erkannte und würdigte das Mittelalter wieder.

Und wie die Renaissance als eine starke kulturschöpferische Epoche brutal alles unter die Ideale der Antike zwang, wie sie sie verstand, so haben wir heute ein viel höheres, begründeteres Recht, unsere Ideale von Kulturgütern, die aus der Eigenart unseres Volkes gewachsen sind, durchzusetzen. Daß man dabei nicht im Überkommenen stecken bleiben darf, ist selbstverständlich. Die Formen der Fraktur müssen so ausgebaut werden, daß sie allen Anforderungen an leichte Lesbarkeit und bequeme Übersicht genügen. Jedoch dürfen die reinen Zweckmäßigkeitserwägungen keine allein bestimmende Rolle spielen, wo es gilt, eine Schrift zu beurteilen, die ihrem ästhetischen Bild und Formgebung wie ihrer Geschichte nach deutsch ist.

Aus der kaiserlichen Kanzlei kam einst eine wichtige Anregung für die „Fraktur". Heut gehen gleiche Einflüsse von den Behörden aus und die Ministerien dringen darauf, daß auch Schreibmaschinen mit deutschen Schrifttypen verwendet werden. Die technischen Anforderungen an Buchstaben, die stets gleich breit sind, stets im gleichen Abstand stehen, und die doch schön, doch dem deutschen Empfinden entsprechend sind, zu erfüllen, ist gewiß nicht einfach. Die deutschen Schriftbildner haben hier ein reiches Arbeitsfeld. Aber eine starke, kulturschöpferische Zeit, wie auch die unsere es ist, wird diese völkische Frage zu beantworten wissen.



Aus der Geschichte der Bewegung

F. H. Woweries:

Unsere N.S.-Presse

Ihr Weg von der Opposition zum Mittel der Volks- und Staatsführung

Erster Teil: „Völkischer Beobachter" und Zentralverlag.

„. . . Sicher wird auch in kommender Zeit der Jude in seinen Zeitungen ein gewaltiges Geschrei erheben, wenn sich erst einmal die Hand auf sein Lieblingsnest legt, dem Presseunfug ein Ende macht, auch dieses Erziehungsmittel in den Dienst des Staates stellt und nicht mehr in der Hand von Volksfremden und Volksfeinden beläßt. Allein ich glaube, daß dies uns Jüngere weniger belästigen wird als einstens unsere Väter. Eine Dreißigzentimeter-granate zischte immer noch mehr als tausend jüdische Zeitungsvipern — also laßt sie denn nur zischen."

Diese herzerfrischende Übersicht des Führers über die pressepolitische Lage, zu Beginn des Kampfes der Bewegung ausgesprochen und heute noch durch die Haltung der jüdischen Auslandspresse bekräftigt, soll deswegen am Anfang der Betrachtung des Werdens unserer parteiamtlichen Presse stehen, weil allein der Angriffsgeist dieser Sätze die Erklärung bietet für die am 17. Dezember 1935 fünfzehnjährige, unbegreiflich schneidige Entwicklung einer vom Judentum und Finanzkapital unabhängigen, nur ihrem Volk verschriebenen deutschen Presse.

Der „Presseunfug" hatte nach all den zahlreichen historischen Schäden, die er der deutschen Politik zugefügt hat, ein Höchstmaß der Verkommenheit erreicht. Ein Chronist der „Preußischen Zeitung" schrieb:

„Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Gründerjahre vor dem großen Börsenkrach von 1873 und diese „schwarzen Tage" an der Börse selbst von den deutschen Judenzeitungen mitverschuldet worden sind. Die Verlotterung der Presse kannte keine Grenzen mehr! Es war keine Seltenheit, daß sich deutsche Zeitungen für anrüchige Geschäfte, wie die Türkenlose des Judenbarons Hirsch oder die Eisenbahngeschäfte des Juden Strausberg, mit einem Zeilenhonorar von 6400 Mark im Handelsteil ihrer Blätter bestechen ließen. Das war aber noch nicht alles — außerdem wurden die verantwortlichen Zeitungsmänner ausgiebig mit Freiaktien „gespickt" . . ."

Das war die Geschäftspresse des Liberalismus im Zweiten Reich, Redaktionen und Verlage fanden gleich gewissenlos ergiebige „Nebeneinnahmen". Das Wort war nicht mehr Mittel der Überzeugung, sondern Ware, mit der Geld gemacht wurde. Ein Wissenschaftler (Bücher) konnte erklären: „Die Zeitung ist eine Ware, deren Inseratenteil durch einen redaktionellen Teil verkäuflich gemacht wird."

Die kapitalistische Manier der „Marktreizung" an Stelle der Bedarfsbefriedigung griff auf die Presse und das gedruckte Wort über. Man verdarb die Leserschaft durch Sensation um jeden Preis. Was diese Zustände aus dem Redakteur machten, das hat Dietrich Eckart in seinem Werk „Familienväter" festgehalten.

Die deutschbewußte Presse ging in der Verachtung des Geldes nun wieder in das gegenteilige Extrem und verlor sich in einer unverantwortlichen Unordnung in geschäftlichen Dingen. Das hatte mit wahrer Großzügigkeit nichts

gemein, sondern die Existenz der Blätter wurde sehr bald unterhöhlt. Der Führer hat auch hier die persönlichen und sachlichen Voraussetzungen zum Erfolg so klar erkannt, daß es niemand besser als er selbst sagen kann, nach welchen Grundsätzen nun die junge N.S.-Presse ins Leben gerufen wurde.

Vorläufer:

Vorher aber sei zur Vollständigkeit einer historischen Übersicht noch die Frage nach „Vorläufern" der Bewegungspresse gestreift, soweit wir die den überstaatlichen Mächten offen Kampf ansagenden Blätter als Vorläufer bezeichnen wollen, zumal sie meist Zeitschriften waren, die als Zeitungen gelten wollten.

Immerhin gab es schon vor mehr als 15 Jahren national-radikale und völkische Blätter. Sie waren durchweg bedeutungsarm. Der erste Antisemitenkongreß beklagte schon 1882 das Fehlen einer wahrhaft deutschen unabhängigen Presse. Kleine Blätter kämpften verzweifelt, so der „Reichsherold" und die „Deutsche Landeszeitung", später das „Deutsche Tageblatt" von Dr. Ernst Henrici. Theodor Fritsch brachte 1885 die „Antisemitische Korrespondenz". 1886 folgten die „Deutschsozialen Blätter" und verschwanden 1894 bereits wieder. Am 1. April 1896 ließ Dr. Friedrich Lange die „Deutsche Zeitung" erscheinen. Von den zahlreichen kleinen Blättern und Zeitschriften überlebte nur die „Deutsche Wochenschau" des Parteigenossen Kunze-Berlin die Wirrnisse völkischen Führerstreites und wirtschaftlicher Ziellosigkeit.

Nicht minder hoffnungslos versandeten die Versuche zur Schaffung einer völkischen Presse in Österreich, wo es auch der am 1. November 1909 in Prag gegründeten Deutschen Arbeiterpartei nicht gelang, pressepolitische Erfolge von Dauer zu zeitigen. Hier darf auch die Tatsache erwähnt werden, daß der Führer selbst in Wien durch das antisemitische „Deutsche Volksblatt" auf die Judenfrage gebracht wurde. Zugleich mit dieser kam dem Führer damals auch die Erkenntnis von der inneren Verlogenheit jener scheinbar so „objektiven" bürgerlichen Presse.

Als Münchener Vorläufer der Bewegungspresse muß neben dem „Münchener Beobachter" das Blatt Dietrich Eckarts „Auf gut deutsch" genannt werden. Es ging 1921 im „Völkischen Beobachter" auf und verdient insbesondere deshalb der Erwähnung, weil die von 1918 bis 1921 erscheinende Zeitschrift, zu deren Mitarbeitern bereits Alfred Rosenberg gehörte, sich schon ernsthaft mit dem Problem eines organischen deutschen Sozialismus und seiner Anwendung auf die innere Gestaltung einer nur dem Staat dienenden Presse beschäftigt hatte.

Was aber bedeutete diese kleine Zeitschrift bei all ihrem Mut gegen die gigantische Presseartillerie aller Feinde der deutschen Freiheit? Wehrlos stand die junge Bewegung täglich im gnadenlosen Trommelfeuer der verjudeten und freimaurerischen Großpresse und ihrer provinziellen Nachkläffer. Nicht einmal bezahlte Anzeigen und Versammlungsankündigungen der N.S.D.A.P. nahmen die natürlich auch-nationalen Blätter von der Partei auf. Selbst wenn der gute Wille einzelner da war, blieb es immer noch unmöglich. Und doch hatten gerade diese Blätter nach dem Sieg der Bewegung die Stirn, sich zu Schildhütern der „Pressefreiheit" zu machen. Hätte es eine Pressefreiheit gegeben, wäre die Schaffung einer N.S.-Presse vielleicht weniger dringlich gewesen. So aber mußte es eine Hauptsorge der Bewegung sein, möglichst bald eine leistungsfähige Presse zu gewinnen. Wie alles, was am Anfang der Bewegung stand, war der erste Faktor nicht das Geld, sondern der Wille des Führers. Zweite Voraussetzung war auch noch keineswegs die Kapitalfrage, sondern Männer, die stärker waren als die Mächte des Goldes. *Die ersten Männer der N.S.-Presse zu kennen, ist wichtiger zum Erfassen der Geschichte unseres nationalsozialistischen Zeitungswesens, als historisch nebeneinandergereihte Zahlen.*

Und so schreibt der Führer:

„Im Dezember 1920 erfolgte die Erwerbung des „Völkischen Beobachter". Dieser, der schon seinem Namen entsprechend im allgemeinen für völkische Belange eintrat, sollte nun zum Organ der N.S.D.A.P. umgestaltet werden.

An sich mußte einem die Tatsache, daß gegenüber der ungeheuren jüdischen Presse kaum eine einzige wirklich bedeutende völkische Zeitung bestand, zu denken geben. Es lag dies, wie ich dann in der Praxis unzählige Male selber feststellen konnte, zu einem sehr großen Teil an der

wenig geschäftstüchtigen Aufmachung der sogenannten völkischen Unternehmungen überhaupt. Sie wurden viel zu sehr nach dem Gesichtspunkt geführt, daß Gesinnung vor die Leistung zu treten hätte. Ein ganz falscher Standpunkt, insofern die Gesinnung ja nichts Äußerliches sein darf, sondern geradezu ihren schönsten Ausdruck in der Leistung findet. Wer für sein Volk wirklich Wertvolles schafft, bekundet damit eine ebenso wertvolle Gesinnung, während ein anderer, der bloß Gesinnung heuchelt, ohne in Wirklichkeit seinem Volke nützliche Dienste zu verrichten, ein Schädling jeder wirklichen Gesinnung ist. Er belastet auch die Gemeinschaft seiner Gesinnung.

Auch der „Völkische Beobachter" war, wie schon der Name sagt, ein sogenanntes „völkisches" Organ mit all den Vorzügen und noch mehr Fehlern und Schwächen, die den völkischen Einrichtungen anhafteten. So ehrenhaft sein Inhalt war, so kaufmännisch unmöglich war die Verwaltung des Unternehmens. Auch bei ihm lag die Meinung zugrunde, daß völkische Zeitungen durch völkische Spenden erhalten werden müßten, anstatt der, daß sie sich im Konkurrenzkampf mit den anderen eben durchzusetzen haben, und daß es eine Unanständigkeit sei, die Nachlässigkeiten oder Fehler der geschäftlichen Führung des Unternehmens durch Spenden gutgesinnter Patrioten decken zu wollen.

Ich habe mich jedenfalls bemüht, diesen Zustand, den ich in seiner Bedenklichkeit bald erkannt hatte, zu beseitigen, und das Glück half mir dabei insofern, als es mich den Mann kennenlernen ließ, der seitdem nicht nur als geschäftlicher Leiter einer Zeitung, sondern auch als erster Geschäftsführer der Partei für die Bewegung unendlich Verdienstvolles geleistet hat. Im Jahre 1914, also im Felde, lernte ich (damals noch als meinen Vorgesetzten) den heutigen Generalgeschäftsführer der Partei, *Max Amann*, kennen. In den vier Jahren Kriegszeit hatte ich Gelegenheit, fast dauernd die außerordentliche Fähigkeit, den Fleiß und die peinliche Gewissenhaftigkeit meines späteren Mitarbeiters zu beobachten.

Im Hochsommer 1921, als die Bewegung sich in einer schweren Krise befand und ich mit einer Anzahl von Angestellten nicht mehr zufrieden sein konnte, ja, mit einem einzelnen die bitterste Erfahrung gemacht habe, wandte ich mich an meinen einstigen Regimentskameraden, den mir der Zufall eines Tages zuführte, mit der Bitte, er möge nun der Geschäftsführer der Bewegung werden. Nach langem Zögern — Amann befand sich in einer aussichtsreichen Stellung — willigte er endlich ein, allerdings unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er niemals einen Büttel für irgendwelche nichtskönnende Ausschüsse abzugeben haben würde, sondern ausschließlich nur einen einzigen Herrn anerkenne.

Es ist das unauslöschliche Verdienst dieses kaufmännisch wirklich umfassend gebildeten ersten Geschäftsführers der Bewegung, in die Parteibetriebe Ordnung und Sauberkeit hineingebracht zu haben. Sie sind seitdem vorbildlich geblieben und konnten von keiner der Untergliederungen der Bewegung erreicht, geschweige denn übertroffen werden."

Reichsleiter Amann selbst hat über sein politisches Zusammentreffen mit dem Führer eine anschauliche Darstellung gegeben:

„Ich war sieben Jahre Soldat und habe mich nach meiner Rückkehr ins bürgerliche Leben nach einer Berufsstellung umgesehen. Ich gründete eine Familie und traf Adolf Hitler erst zufällig wieder in München auf der Straße, wobei Hitler mich aufforderte, einer mir demnächst schriftlich zugehenden Einladung zu einer Versammlung Folge zu leisten.

Es war der 24. Februar 1920 im Festsaal des Hofbräuhauses. In dem brechend vollen Saal bekam ich nur mit Mühe und wiederum durch bekannte Gesichter vom Felde, die als Eintrittskartenkontrolleure am Eingang standen, Zutritt.

Ich stand etwa in der Mitte des Saales, als Hitler nach der stürmischen Versammlung, immer wieder von Beifall unterbrochen, Punkt für Punkt des Programms der N.S.D.A.P. vorlas und durch Handaufheben, gewissermaßen der Versammlung einen Schwur abnehmend, annehmen ließ. Nach Schluß der Versammlung drängte ich mich zum Podium, um meinem Kriegskameraden die Hand zu geben und ihm zu erklären, daß er über meine Person im

Rahmen der N.S.D.A.P. verfügen könne. Ich stellte mich für jede Arbeit nach Schluß meines beruflichen Dienstes freudig zur Verfügung. Von da ab fehlte ich in keiner Versammlung.

Im Sommer 1921 kam Hitler zu mir in die Wohnung und forderte mich auf, die Geschäftsführung der Partei zu übernehmen. Ich erklärte ihm, daß ich leider hauptberuflich unmöglich abkommen könne und daß ich gern meine freie Zeit zur Verfügung stellen würde. Hitler hielt mir darauf einen zweistündigen Vortrag wiederum über die Gefahren des Bolschewismus und erklärte mir zum Schluß: „Ich habe Sie gebeten, mein Geschäftsführer zu werden. Ich sage Ihnen nun jetzt, daß Sie nicht berechtigt sind, dies abzulehnen, sondern daß Sie die Verpflichtung haben, sich mir voll und ganz zur Verfügung zu stellen. Die Ausrede von der Pensionsberechtigung lasse ich nicht gelten, denn was nützt Ihnen eine pensionsberechtigte Stellung, wenn Sie eines schönen Tages von den Bolschewisten am nächsten Laternenpfahl aufgehängt werden."

Ich habe mir von Hitler drei Tage Bedenkzeit ausgebeten und am dritten Tage erklärt, daß ich ihm folgen werde. Nach Kündigung meiner Stellung im Zivilberuf habe ich so ziemlich alle Brücken hinter mir abgebrochen, um Hitler und seiner Idee zu dienen. An allem, was die Partei vom August 1921 bis zum 9. November 1923 unter Führung Adolf Hitlers unternahm, habe ich nach meinen Kräften beigetragen."

Der vom Führer bereits charakterisierte alte „Völkische Beobachter" erschien als „Münchener Beobachter", einem vierseitigen Wochenblatt mit kleinem Format seit dem 2. Januar 1887. Verlag und Schriftleitung dieses als Vorstadtblatt erscheinenden Unternehmens gingen im Jahre 1900 an Franz Eher über. Die Kriegsjahre warfen das Blatt zurück. Eher starb am 22. Juni 1918. Damals sollen nur noch zwei Festbezieher vorhanden gewesen sein, im übrigen oblag der Vertrieb dem Straßenhandel. Die finanzielle Lage wird noch bedrohlicher, als der „M. B." sich auch in der Rätezeit offen zum deutschvölkischen Gedanken bekennt und zeitweise nur illegal erscheinen kann. Am 9. August 1919 erhält der nach auswärts gehende Teil des Blattes den Namen „Völkischer Beobachter" mit dem Untertitel „Freie Wirtschaftszeitung, Deutsch-Völkischer Beobachter, Sportblatt mit der Wochenschrift Wegsucher und deutsche Warte". Am 30. September 1919 wurde der Verlag zur G.m.b.H. umgewandelt. Gesellschafter sind auch die Mitglieder der N.S.D.A.P. Gottfried Feder und Dr. Wilhelm Gutberlet. Nach dieser Einflußnahme der jungen Bewegung wird am 25. Dezember 1920 die Mitteilung veröffentlicht:

„Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei hat den „Völkischen Beobachter" unter schwersten Opfern übernommen, um ihn zur rücksichtslosesten Waffe für das Deutschtum auszubauen gegen jede feindliche undeutsche Bestrebung. München, den 18. Dezember 1920".

Erst am 16. November 1921 erscheint im Register des Amtsgerichts München als Besitzer sämtlicher Anteile des Verlages Frz. Eher Nachf. Adolf Hitler. Erster Schriftleiter wurde Hermann Esser.

Am 1. Januar 1921 begann der Führer seine redaktionelle Mitarbeit.

Am 20. Februar 1921 erhielt die Zeitung den Titel „Kampfblatt der nationalsozialistischen Bewegung Großdeutschlands". Im Sommer 1921 kommt das erste von insgesamt 34 Verboten, vier Wochen. Pg. Amann konnte innerhalb dreier Jahre die verbliebenen sechs Gesellschafter der G.m.b.H. auszahlen und machte den „V. B." allem Terror zum Trotz zum ausschließlichen Eigentum der Partei.

Die oben zitierte, in ihrer Art wohl einzig dastehende öffentliche Anerkennung Amanns durch den Führer setzt zu ihrer vollen Würdigung das Wissen voraus um die unerhörten Schwierigkeiten, die der Entwicklung unserer jungen Presse neben den inneren, von außen her in den Weg gelegt wurden.

Reichsleiter Amann spricht und schreibt nicht von diesen Dingen, die dereinst vor der Geschichte um so eindeutiger für ihn sprechen werden. Seinen alten, von ihm hochgeschätzten Mitarbeitern liegt es ebensowenig, von dem zu sprechen, was heute schon zur Geschichte der deutschen Freiheitsbewegung gehört. Der Verfasser selbst hatte im Jahre der Machtüber-

nahme einmal Gelegenheit, den Reichsleiter im kleinsten Kreis zwanglos über die Schwierigkeiten der ersten Jahre erzählen zu hören, wie beispielsweise der Boykott des judenhörigen Papierhandels dem „Völkischen Beobachter" schier aussichtslos verzweifelte Situationen bereitete. Mit den unglaublichsten Mitteln einer zielbewußten und noch klügeren Entschlossenheit wurden sie gemeistert. Zuweilen erst buchstäblich in der letzten Stunde. Die jetzigen Hauptamtsleiter Wilhelm Baur, Berlin, und Heinrich Korth, München, Amtsleiter Josef Pickl und Pg. Josef Berg sind dienstälteste und bewährte Mitarbeiter des Parteiverlages, so daß sie es verdienen, bei einem Rückblick genannt zu werden.

Die ersten Schriftleiter

Die ersten Schriftleiter der Bewegungspresse mußten naturgemäß Männer vom revolutionären Format eines Siegerwillens um jeden Preis sein.

Alfred Rosenberg, der vom Erlebnis des Bolschewismus revolutionierte junge Deutschbalte, durchdrungen von der Erkenntnis der Notwendigkeit einer völkischen Aktion, folgt dem Sinn des Goethewortes „Die Architektur besteht nicht im Häuserbauen, sondern in der Gesinnung". So kommt er mit deutschen Truppen aus dem Baltikum nach München und wird sofort rücksichtsloser Agitator gegen den Bolschewismus und seine schwarzen Zuhälter. Er findet in Dietrich Eckart den ersten Kampfgenossen und wird nach einer Begegnung im Versammlungslokal „Zum Deutschen Reich" enger Mitarbeiter Adolf Hitlers, an dessen Seite er den mühseligen Einbruch der Partei in die Öffentlichkeit mitmacht. Mit Eckart zusammen beginnt er 1921 den Ausbau des „Völkischen Beobachter". Nun ist die jahrelang brennend herbeigesehnte Kampfbasis eines publizistischen Einsatzes für die Idee gewonnen. Dietrich Eckarts Krankheit zwingt die volle Verantwortung auf Rosenbergs tatkräftige Schultern. So wird er 1923 Hauptschriftleiter. Der „Beobachter" wird im Februar dieses Jahres Tageszeitung und wächst in schneller Entwicklung.

Am 28. August 1923 wurde auf Anweisung des Führers das auffallende sechsspaltige Großformat geschaffen. Hierzu mußte eine ganz neue Maschine gebaut werden. Unter den Münchener Parteigenossen, die sich damals um die Aufbringung der Mittel besonders verdient gemacht haben, wird vor allem der Parteigenosse von Seydlitz genannt.

Die letzte Ausgabe des „V. B." vor dem Verbot der Bewegung, die in der Nacht vom 8. zum 9. November mit einer Auflage von 30 000 hergestellt wurde, redigierte der alte, treue Mitarbeiter Pg. Josef Stolzing-Cerny.

Er als Schriftleiter stellt später bei einem Rückblick auf den mühseligen und stolzen Weg des Zentralorgans auch für die Verbotsüberwindung fest, „daß der ‚V. B.' sein Wiedererstehen und schließlich schier gigantisches Aufblühen neben der Zugkraft des Namens des Führers der ebenso klugen wie umsichtigen geschäftlichen Leitung durch Pg. Max Amann zu verdanken hat." Pg. Amann rettete im Jahre 1924 den Parteiverlag vor der Beschlagnahme durch die so traurig „siegreiche" Staatsgewalt. Zwar ging die Zahl der Angestellten von 100 auf 3 zurück, aber die Firma „Frz. Eher Nachf. G.m.b.H." stand und mit ihr die erste Voraussetzung der künftig fortzusetzenden Massenüberzeugung durch das gedruckte Wort. Während der Führer in Landsberg sein Werk schrieb, bereitete der Verlag unbeirrt vom Durcheinander der führerlosen Zeit bereits die Drucklegung und Herausgabe vor. Und als Hitler Landsberg verließ, konnte Amann dem neuen Kampf sofort eine Zentrale im Verlag, Thierschstraße 15, zur Verfügung stellen.

Am 26. Februar 1925 erschien der „Völkische Beobachter" als Wochenblatt wieder. Die alten Mitarbeiter, die alle schon einen Ruf über München hinaus gewonnen hatten, waren in der Redaktion, Schellingstraße 39, wieder zur Stelle. Rosenberg, Dr. Buchner und Josef Stolzing-Cerny. Die erste Ausgabe brachte einen grundlegenden Leitaufsatz des Führers „Zum Wiedererstehen unserer Bewegung", sowie den „Aufruf an die ehemaligen Angehörigen der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei". Mit der nächsten Nummer vom 7. März 1925 trat der neue „V. B." bereits in den Reichspräsidentschaftskampf ein. Die Auflage schwankte zu Anfang um 4000. Der Schritt zur Tageszeitung wird noch im März erneut gewagt. Reichsleiter

Amann berichtet darüber: „Als der „V. B." Tageszeitung wurde, war Hitler außerordentlich glücklich. Er war es, der voraussagte und mich ebenfalls in meinem Glauben bestärkte: „Nun haben wir die Tageszeitung, die einst die bedeutendste und größte Zeitung Deutschlands werden wird!" Mit Recht kann die Verlagsgeschichte rückblickend von der nun einsetzenden Entwicklung sagen: „Unerschütterlicher Glaube, unbeugsamer Wille und grenzenloser Opfermut haben es neben dem von der Bewegung und damit gleichermaßen im Verlag hochgehaltenen Leistungsprinzip ermöglicht, aus kleinsten Anfängen zur heutigen Bedeutung aufzubauen." Am 4. April 1925 schreibt Hauptschriftleiter Rosenberg: „Nach fast eineinhalb Jahren ersteht der „Völkische Beobachter" erneut als Tageszeitung und als Kampfblatt. Dem Kampf für den nationalsozialistischen Staatsgedanken und die völkische Weltanschauung wird der „V. B." nach wie vor unbeirrbar gewidmet sein. Wir setzen uns das unbescheidene Ziel, ihn, notgedrungen wieder aus kleinen Anfängen, zur führenden großdeutschen Zeitung auszugestalten . . ."

Wie diese kleinen Anfänge den höchsten Einsatz zur Erreichung des großen Zieles erforderten, berichtet ein verdienstvoller Pionier der nationalsozialistischen Pressearbeit, Pg. Gunter d'Alquen, mit den Worten:

„Was damals der Chefredakteur zum monatlichen Lebensunterhalt bekam, würde man heute kaum einem Hilfsredakteur am Monatsende anzubieten wagen."

Ende 1926 vergrößert der Führer die Redaktion durch die Einsetzung des Pg. Hauptmann a. D. Wilhelm Weiß als Chef vom Dienst.

Hauptmann Weiß, heute S.A.-Gruppenführer, damals schwerverletzter Frontflieger mit dem E. K. I stand schon 1919 als einbeiniger Kriegsverletzter im Freikorps gegen die Räteherrschaft. Kam alsdann in die Landesleitung der „Bayerischen Einwohnerwehr" und kämpfte als Hauptschriftleiter der Zeitschrift „Heimatland" scharf gegen „Marxismus, Judentum und politischen Katholizismus". 1924 nach der Haftentlassung wegen der Teilnahme am Marsch zur Feldherrnhalle gründete er als Ersatz für den verbotenen „Beobachter" den „Völkischen Kurier". Später wird er zeitweise auch noch Schriftleiter des „Illustrierten Beobachters", sowie der „Brennessel". In seiner weiteren Eigenschaft als Leiter der Zentralschriftleitung des Parteiverlages muß er seit 1927 mehrere Dutzend Strafverfahren wegen „Vergehen gegen das Republikschutzgesetz" über sich ergehen lassen. Seit 27. November 1933 leitet Pg. Weiß den Reichsverband der deutschen Presse. So gehört auch sein vielseitiges Wirken wie sein Name zum historischen Bild des Werdens unserer neuen Presse.

Wie es der jungen Tageszeitung nach dem Neuerscheinen weitergeht, erzählt F. Th. Hart in seinem Büchlein: „Alfred Rosenberg, der Mann und sein Werk":

„Als im März 1925 das Verbot für den „Völkischen Beobachter" fiel, lagen die Verhältnisse für diesen ebenso hoffnungslos wie für die Partei. Dennoch wurde der Wiederaufbau begonnen ohne irgendwelche Zuschüsse seitens der Partei. Die Neuorganisation wurde von Rosenberg unter Heranziehung der alten Kräfte durchgeführt. Dietrich Eckart war inzwischen gestorben.

Die dem Verlag zur Verfügung stehenden Geldmittel reichten kaum aus, um den allernotwendigsten Bedarf zur Führung des bescheidenen Blattes zu decken. Um so größer war der menschliche Kräfteeinsatz und der Opferwille in der Zusammenarbeit zwischen Redaktion und Verlag. Außer Alfred Rosenberg arbeiteten nur mehr drei weitere Redakteure in der Schriftleitung.

Da in den ersten Jahren des Wiederaufbaues Honorare für außenstehende Mitarbeiter nicht aufgebracht werden konnten, entfiel auf die wenigen Schriftleiter außer dem vielseitigen und anstrengenden Redaktionsdienst — als Angestellte waren nur eine Sekretärin und einige Stenotypistinnen beschäftigt — auch die Bestreitung des Inhaltes eines Großteils der Zeitung aus der eigenen Feder. Das bedeutete eine täglich 12- bis 14stündige Arbeitszeit."

Mit dem steten Wachstum der Partei mußte natürlich auch der „Völkische Beobachter" Schritt halten. Es mußte ein ständiger Mitarbeiterstab gebildet, die Redaktion vergrößert, der Informationsdienst ausgebaut werden.

Weiter war für eine Vertretung in allen wichtigeren Großstädten des Auslandes zu sorgen. Die zunehmende Größe und Bedeutung der Bewegung machte — hauptsächlich in den letzten Jahren beinahe allwöchentlich organisatorische Neuerungen notwendig.

So stellt sich der heutige Entwicklungsstand des „Völkischen Beobachters" folgendermaßen dar: Innerhalb acht Jahren ist aus dem kleinen Blatt von 1925, dessen Leserkreis kaum über die Stadtgrenzen von München hinausging, eine Zeitung von Weltbedeutung geworden, die in Neuyork ebenso lebhaft interessiert wie in Rom, London und Stockholm. Eine Zeitung, die täglich in vier verschiedenen Ausgaben erscheint, die zwei Redaktionen besitzt, mit zahlreichen Schriftleitern, einer großen Angestelltenzahl, einem ausgedehnten Mitarbeiterstab, mit der modernsten Organisation des Redaktionsbetriebes und des Nachrichtendienstes. Vielleicht kann sich angesichts dieser Tatsache auch der Laie ein annäherndes Bild machen von diesem auf dem Gebiete des Zeitungswesens einzigartigen Werk, das Rosenberg, seit 1926 unterstützt von dem Chef vom Dienst Wilhelm Weiß, im Zusammenwirken mit der Gesamtredaktion und der vorbildlichen Verlagsleitung Max Amanns geschaffen hat.

Dazu kommt noch der besondere Umstand, daß sich diese erstaunliche Entwicklung des „Völkischen Beobachters" unter den nicht nur finanziell, sondern auch politisch denkbar schwierigsten Verhältnissen vollzog. Es waren oft ungewöhnlich hohe Anforderungen, welche die ständigen Verfolgungen und häufigen, jedesmal mit schweren Geldverlusten verbundenen Verbote der Zeitung an die seelische Widerstandskraft der Redaktions- und Verlagsleitung stellte.

Der so umrissene neue Kampfabschnitt seit 1925 wird in der Würdigung seiner äußeren Erfolge in einer zeitungswissenschaftlichen Betrachtung von Dr. Hans A. Münster „Zeitung und Politik" (Leipzig C 1, 1935), folgendermaßen geschildert:

„Zahllose Prozesse gegen die Schriftleiter, Verbote der Zeitung und Schikanen aller Art waren ständige Begleiterscheinungen der weiteren Entwicklung. Unbeirrt von allen Unterdrückungen nahm der „V. B." seinen Siegeslauf. Vom 1. Februar 1927 ab konnte er in zwei Ausgaben erscheinen, der Bayernausgabe und der Reichsausgabe. Von 1926 ab ist die Auflage ständig gestiegen. Sie betrug:

1926 im Jahresdurchschnitt 10 097

1927:	13 869	1931:	108 746
1928:	16 782	1932:	126 672
1929:	26 715	1933:	266 264
1930:	84 511	1934: (Okt.)	351 666.

Seit dem 1. März 1930 bis zum 15. März 1931 erschien eine dritte Ausgabe des „V. B.", und zwar in Berlin. Da sich dieses Verfahren als unzweckmäßig erwies, wurde 1932 mit der Einrichtung einer selbständigen

Berliner Redaktion

und der Schaffung eines eigenen Druckereiunternehmens in Berlin begonnen. Seit dem 1. Januar 1933 kam der „V. B." auch in Berlin mit zwei Ausgaben heraus (Berliner und Norddeutsche Ausgabe), während in München auch weiterhin die Münchener und Süddeutsche Ausgabe hergestellt wurden. Mit dem 30. Januar 1933 wurde der „V. B." über Nacht aus dem führenden Blatt der Opposition zum führenden Blatt des Staates. Seit dem 30. April 1933 zeichnete der Führer nicht mehr als Herausgeber."

Zwischen diesen Daten liegen eng gedrängt die nur aus der revolutionären Dynamik einer neuen Idee möglichen Großaktionen. Nach außen ins Volk wie nach innen im Ausbau des Zentralverlages wirken sie gleich stark. In der Zeit des Redeverbotes für den Führer, von 1925 bis 1927 das einzige tägliche Verbindungsmittel mit der im harten Terror kämpfenden Gefolgschaft, prägt der „Völkische Beobachter" mit seinen Matern auch den Typ des Nationalsozialisten. „Die tägliche Massenversammlung des Führers" ist er treffend genannt worden. Bei der allen Kämpfern der Alten Garde noch erinnerlichen Unterschriftensammlung zu einem Volksbegehren gegen das Redeverbot bringen die Listen des „Völkischen Beobachters" durch die Leserschaft fast 700 000 Stimmen auf. So aktivierte das Zentralorgan den Willen der Gefolgschaft.

Lange bereitete das Wachsen des „Beobachters" die immer neue Sorge der Mittelbeschaffung. Verlagsleiter Amann gründet einen Buchverlag und bezeichnet als dessen Aufgabe: „aus seinem

Verdienst die Zuschüsse für die Betriebsmittel der Zeitung aufzubringen. Jeder Pfennig, der durch Verkauf der anfänglich nur dünnen und kleinen Broschüren verdient wurde, er wurde zur Verbesserung der Zeitung verwendet." So konnten auch die Verbote nur als eine Riesenpropaganda wirken. Und als das Jahr 1932 nicht weniger als 13 Wahlkämpfe notwendig machte, brachte allein der „Völkische Beobachter" für jeden 300 000 Mark auf. Außerdem wurde noch in diesem Jahre der innerpolitischen Hochspannungen eine Fernschreiberleitung von München nach Berlin gelegt. Unser Zentralorgan ist eine der ersten Zeitungen, die sich dieses modernsten technischen Hilfsmittels bedient.

Am 1. April 1935 wird auch die „Montag-Früh-Ausgabe" des „V. B." herausgebracht und ein seit langem empfundener Mangel damit abgestellt.

Nach dem Reichsparteitag in Weimar erschien im Spätsommer 1926 der „Illustrierte Beobachter". Die erste Folge brachte einen Bildbericht dieser Tage. Nach dem Nürnberger Reichsparteitag von 1927 erschien eine braune Kupfertiefdruck-Sonderausgabe in einer Propagandaauflage, mit der sich der „I. B." in den weitesten Kreisen bekannt machte. Hauptschriftleiter ist ein seit der Freikorpszeit von 1919 ununterbrochen aktiver Kämpfer des Schwertes und der Feder, der junge Marineleutnant Dietrich Loder, der von der „Jugend" und der „Münchener Illustrierten" zum „Arminius" des Pg. Hauptmann Weiß kam und seit 1927 Mitarbeiter des „V. B." und der späteren N.S.-Presse wurde, um 1933 die Hauptschriftleitung des „I. B." zu erhalten.

Für die weitere Entwicklung der zentralen N.S.-Presse gibt der Parteiverlag folgende Übersicht:

1928 erschien als Vorläufer der „Nat.-Soz. Monatshefte der „Akademische Beobachter", Anfang 1931 „Die Brennessel", heute die größte politisch-satirische Zeitschrift, Februar 1932 „Der S.A.-Mann", amtliches Organ der Obersten S.A.-Führung der N.S.D.A.P., im Herbst des Jahres 1933 die „Nat.-Soz. Gemeinde", Zentralblatt der N.S.D.A.P. für Gemeindepolitik. Neben diesen Erzeugnissen erscheinen noch als Spezial-Zeitschriften der „N.S.-Bildbeobachter", eine illustrierte Beilagenzeitschrift für die deutsche Presse, die „Nat.-Soz. Korrespondenz", die „Nat.-Soz. Bühnenkorrespondenz" und „Unser Wille und Weg". In der Abteilung Buchverlag erschienen insgesamt bis Ende 1933 zirka 400 Werke, unter diesen als bekanntestes Buch das Werk des Führers „Mein Kampf", das die größte Auflage aller deutschen Bücher erreicht hat. Anfang 1933 war der „N.S.-Funk" zum erstenmal erschienen; er ist heute die Funkzeitschrift für das deutsche Volk geworden.

Die Zweigniederlassung des Zentralverlages Berlin besteht seit 1. Januar 1933. In den Verlagsbetrieben in München und Berlin werden allein — ohne Druckerei usw. — weit über 1100 Angestellte und Arbeiter beschäftigt. Der Verlag gehört der N.S.D.A.P.; sämtliche G.m.b.H.-Anteile sind im Besitze der Bewegung.

Keine Betrachtung des historischen Weges der N.S.D.A.P. kann das Werden, die opferreichen Leistungen und — die Erfolge der jungen Bewegungspresse übergehen. Ihre Mithilfe im Ringen um die Eroberung der Seele des deutschen Volkes als der Voraussetzung einer organischen Machtgewinnung ist so zur historischen Tatsache geworden. Das hat der Führer anerkannt mit der Feststellung:

„Der Name „Völkischer Beobachter" ist zu einem Programm geworden. Von einer ganzen Welt von Feinden befehdet und angefallen, unzählige Male verfolgt und verboten, hat unser Zentralorgan Zehn- und abermals Zehntausenden von Kämpfern die geistigen Grunderkenntnisse und Grundlagen vermittelt, die das Wesen unserer heutigen nationalsozialistischen Auffassung ausmachen. Über das ganze deutsche Sprachgebiet in Europa verbreitet, hat unser „Völkische Beobachter" überall mitgeholfen, Zellen für den deutschen Freiheitskampf zu schaffen, vorhandenen Gruppen aber jene Erkenntnisse zu vermitteln, die für die Einheitlichkeit des Denkens und Handelns unserer Bewegung unerläßlich sind." (Originaltext im Bildteil.)

Parteigenossen! Parteigenossinen!

Im Dezember 1920 hat die damals nur auf München beschränkte kleine Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei einen folgenschweren Schritt unternommen. Seit Februar dieses Jahres fand in München eine Massenversammlung nach der anderen statt. Immer mehr prägte sich mit ihnen jener Stil aus, den wir heute an unserer Bewegung als ebenso eigenartig wie selbstverständlich empfinden. Dieser Entwicklung der Versammlungs- und Rednertätigkeit fehlte aber noch jede Ergänzung durch die Presse. Die nationalsozialistische Bewegung besass damals kein eigenes Organ. Nachrichten über die Partei konnten kaum in irgend einer Zeitung gebracht werden. Theoretische Abhandlungen überhaupt nicht. Versammlungsberichte erschienen wohl hie und da in den bürgerlichen Blättern, waren aber immer dem Charakter der Zeitungen entsprechend tendenziös zugeschnitten und konnten nie ein wirkliches Bild des Wollens unserer Bewegung vermitteln. So entschlossen wir uns am Ende dieses Jahres der Bewegung eine eigene Zeitung zu erwerben.

Der "Völkische Beobachter", aus dem einstigen "Münchner Beobachter" hervorgegangen, existierte damals in München als Wochenblatt in beschränkter Auflage und mit einer Tendenz, die am ehesten noch in der Linie des Wirkens des damaligen Schutz- und Trutzbundes lag. Ohne Zweifel focht die kleine Zeitung im Rahmen der damaligen völkischen Auffassungen in Deutschland am mutigsten für eine Genesung unseres Volkskörpers. Nationalsozialistisch allerdings war sie nicht.

Als wir zur Uebernahme der Zeitung schritten war das Unternehmen schwer belastet und dem Zusammenbruche nahe. Die "völkische Bewegung" der der damalige Völkische Beobachter dienen sollte, hatte weder Erfahrung noch Fähigkeiten ein Unternehmen kaufmännisch richtig zu leiten oder gar zu entwickeln. Es waren ebenso ideale wie unpraktische Auffassungen, die auch auf diesem Gebiete vorherrschten. Wenn die junge nationalsozialistische Bewegung mit ihrem neuerworbenen Organ nicht ebenfalls in kurzer Zeit Schiffbruch erleiden sollte, dann musste sie ihre politisch glänzende Organisation auch auf das

Wirtschaftliche übertragen. Das Zeitungsunternehmen der Partei durfte nicht jener geschäftlichen Verwahrlosung ausgeliefert werden, die sich so häufig mit dem Wort "völkisch" nach aussen hin deckte sondern musste ~~in~~ sich ~~die~~ härteren nationalsozialistischen Züge und Auffassungen ~~erhalten.~~ erkennen.

Nahezu 10 Jahre Arbeit liegt nun hinter uns. Aus dem im Dezember 1920 übernommenen kleinen Wochen~~zeitung~~blatt ist ein grosses Tageszeitungs organ entstanden. Aus einem kleinen ~~Verlagsunternehmen~~ Zeitungsverlag ist ein gewaltiges, grosses Verlagsunternehmen geworden mit einem jährlichen Millionenumsatz. Die Bedeutung der Entstehung und des Wirkens dieses Unternehmens aber kann kaum voll gewürdigt und geschätzt werden. Der geschäftlichen Leitung unseres Parteiverlages durch unseren Verlagsdirektor Herrn Max Amann, der inhaltlichen Richtunggebung des Blattes durch unseren ersten Hauptschriftleiter Alfred Rosenberg verdankt die nationalsozialistische Bewegung ein Organ, das in erster Linie die Einheitlichkeit unserer Auffassungen und damit die geistige Grundlage für unsere Organisationsarbeit geschaffen und gegeben hat.

1
1

Der Name "Völkischer Beobachter" ist zu einem Programm für sich geworden. Von einer ganzen Welt von Feinden befehdet und angefallen, unzählige Male verfolgt und verboten, hat unser Zentralorgan zehn- und abermals zehntausenden von Kämpfern die geistigen Grunderkenntnisse und Grundlagen vermittelt, die das Wesen unserer heutigen natioalsozialistischen Auffassung ausmachen. Ueber das ganze deutsche Sprachgebiet in Europa verbreitet hat unser Völkischer Beobachter überall mitgeholfen Zellen für den deutschen Freiheitskampf zu schaffen, vorhandenen Gruppen aber jene Erkenntnisse zu vermitteln, die für die Einheitlichkeit des Denkens und Handelns unserer Bewegung unerlässlich sind.

2
2

Der "Völkische Beobachter" darf (als erstes Organ unserer Bewegung überhaupt) mit Recht als das uns allen am meisten ans Herz gewachsene Eigentum und Gut unserer Bewegung angesehen werden. Er gehört jedem einzelnen von uns, denn er ist unser aller Eigentum, ist Eigentum unserer Partei. Durch gute und schlimme Tage hindurch haben wir uns dieses Eigentum erhalten und als endlich der Zusammenbruch kam, da wurde durch unseren Geschäftsleiter Stadtrat Amann der Verlag unter

tausend Schwierigkeiten gerettet, so dass im März 1925 das Blatt wieder zu erscheinen vermochte. Nun sind seit dem 5 Jahre vergangen und unser Zentralorgan hat die Auflagenzahl des Jahres 1923 nicht nur erreicht sondern schon wesentlich überschriten. Der Illustrierte Beobachter, der in wenigen Wochen hundertausend Auflagen überschreiten wird ist die bildliche Ergänzung der grossen Tageszeitung.

Allein je mehr die Bewegung wächst um so nötiger ist das gleiche Schritthalten unserer Presse. So haben wir uns in gemeinsamer Zusammenarbeit mit dem Gau Berlin entschlossen eine besondere Ausgabe des Völkischen Beobachters für Berlin ~~und Norddeutschland~~ erscheinen zu lassen.

Ab 1.März wird unser Zentralorgan damit ausser der Münchner und der Reichsausgabe in einer dritten Ausgabe erscheinen dem Völkischen Beobachter Berlin". Noch in diesem Jahr soll dann auch der Druck und die Redaktion dieser ~~norddeutschen~~ Ausgabe nach Berlin verlegt werden. Damit soll vor allem unser Berlin ... seine eigene Tageszeitung erhalten!

Parteigenossen, Parteigenossinnen!! Wir alle übernehmen damit eine grosse Verantwortung. So sehr wir auch an die Fähigkeit der geschäftlichen Leitung unseres Verlages glauben dürfen, so sehr wir glauben dürfen an die vorzügliche inhaltliche Führung unseres neuen Berliner Organs und so sehr wir vertrauen können auf die unermüdliche ~~propagandistische~~ Förderung durch unseren hervorragenden Berliner Gauleiter, so sehr sind wir aber am Ende doch angewiesen auf die tätige Mitarbeit der Hunderttausenden von Parteigenossen überhaupt. Weder Parteigenosse Amann noch Parteigenosse Rosenberg oder Pg. Dr. Göbbels, können allein das neue grosse Unternehmen in Berlin zum Erfolge führen, wenn nicht alle Parteigenossen, S.A.- und S.S.-Männer ihr Letztes einsetzen, unsere grosse Parteizeitung nun erst recht zu vertreten, für sie zu werben und es jedem Parteigenossen zur Pflicht zu machen, sein ihm selbst gehörendes Zentralorgan vorwärts zu treiben und zu unterstützen.

Der Verlag hat zu diesem Zweck eine neue grosse Propagandaaktion eingeleitet. Ich mache es nun sämtlichen Führeren, sämtlichen Organisationen und sämtlichen Parteigenossen zur Pflicht diese Aktion mit allen und äussersten Kräften zu unterstützen und zu fördern.

Wir haben im Verlaufe des vergangenen Jahres durch die Arbeit unserer Parteigenossen es fertig gebracht, die Auflagenzahl unseres Parteiorgans um über hundert Prozent zu erhöhen!

Parteigenossen, es muss uns möglich sein diese Erhöhung auch in diesem Jahr durchzuführen!

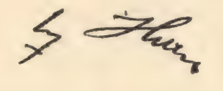
Es ist weiter unser unverrückbares Ziel, die Berliner Ausgabe nach ihrer Drucklegung in Berlin selbst, zu einem grossen norddeutschen Organ auszubauen.

Parteigenossen, setzt damit in den nächsten drei Monaten eure ganze Kraft ein und werbt ~~xxxxxx für~~

1) für den Völkischen Beobahter, Bayernausgabe in Bayern.
2) für den Völkischen Beobachter Reichsausgabe im ganzen Reich
3) für den Völkischen Beobachter Berliner Ausgabe in Berlin
4) für den Illustrierten Beobachter ebenfalls im ganzen Deutschen Reich.

Wenn jeder Parteigenosse seine Pflicht tut, wird der Erfolg der Lohn für alle sein!

München, den 14. Febr. 1930



Was der Führer damals festgelegt hat, gilt auch heute noch! So ist das hier abgedruckte Originalmanuskript aus dem Jahre 1930 nicht nur ein historisches Dokument, sondern im gleichen Maße ein nachdrücklicher Appell an die Pflichten jedes Nationalsozialisten und aller derer, die es sein wollen.



ABC der Aussenpolitik

Boykott (Verrufserklärung). Boykott war der Name eines englischen Kapitäns, der sich als Güterverwalter in Irland durch Strenge so verhaßt machte, daß die Bevölkerung ihn in den Bann tat. Eine Dubliner Zeitung prägte dafür 1880 den Ausdruck „boycotting". Daraus entstand der in der ganzen Welt gebrauchte Ausdruck Boykott. — Der Warenboykott ist nicht nur ein wirtschaftliches und soziales Kampfmittel innerhalb der einzelnen Staaten, sondern gelegentlich auch eine außenpolitisch wirkende Kampfmaßnahme, die nicht vom Staat selbst, sondern von seinen Bürgern durchgeführt wird (z. B. der Boykott japanischer Waren in China 1932). Auch an den Boykott deutscher Waren, der in vielen Ländern nach dem Kriege stattfand, und den auf jüdische und marxistische Anstiftung 1933 einsetzenden gleichen Boykott in manchen Ländern (Vereinigte Staaten, England) sei hier erinnert (z. B. die „Antinationalsozialistische Liga" in Neuyork).

Baltenpakt: Am 12. September 1934 in Genf zunächst auf zehn Jahre geschlossenes Abkommen zwischen Estland, Lettland und Litauen über eine „engere Entente" zwischen den baltischen Staaten, durch das sie sich verpflichten, sich gegenseitig politische und diplomatische Unterstützung zu leisten (der sogen. „Baltenblock" oder die „Baltische Union"). Die Zusammenarbeit wird durch regelmäßige Konferenzen der Außenminister der drei Länder gewährleistet, auch wurde eine dauernde Fühlungnahme der Außenvertretungen vereinbart. Als gemeinsame Verkehrs- und Umgangssprache soll die englische dienen. Im Mai 1935 wurde zwischen den baltischen Staaten und der Tschechoslowakei eine sogen. „Presse-Entente" abgeschlossen.

Blockbildung: Bezeichnung für die Bildung enger Bündnisse zwischen einzelnen Staatengruppen, durch die sich verschiedene, innerlich solidarische Gruppen gegeneinander absondern, um sich unter Umständen feindlich gegenüberzutreten. Eine solche Bündnispolitik steht im Gegensatz zu dem Prinzip einer allgemeinen kollektiven Zusammenarbeit der Völker, wie sie bekanntlich von England befürwortet wird.

Blaubuch (auch Farbbücher genannt): Berichte und Denkschriften, die von der englischen Regierung dem Parlament vorgelegt werden, wurden (nach ihrem blauen Umschlag) Blaubücher genannt. Danach wurden ähnliche Schriftstücke in Deutschland (zuerst 1884) Graubücher, später Weißbücher, in Frankreich Gelbbücher, in Italien Grünbücher, in Österreich Rotbücher genannt. (Später haben die Farbbezeichnungen zum Teil gewechselt). Diese Dokumente wurden vielfach veröffentlicht und spielten mitunter auch in der auswärtigen Politik eine Rolle (z. B. das deutsche Weißbuch über die Schuld am Kriege 1914, die französischen Gelbbücher über die Kriegsursachen, das russische Schwarzbuch über die Geschichte der französisch-russischen Beziehungen 1910—1914, das englische Weißbuch über Englands Aufrüstung vom 4. März 1935 usw.).

B. I. Z. — „**Bank für Internationalen Zahlungsausgleich**": Diese in Basel befindliche Bank geht auf den sogen. Young-Plan zurück. Sie hat ihre rechtlichen Grundlagen in den Haager Vereinbarungen vom Januar 1930, die ein Abkommen mit der Schweiz über die Bank, das Grundgesetz, das ihre Rechte festlegt, und ihre Statuten einschließen. **Zweck** der Bank soll sein, die Zusammenarbeit der Zentralbanken zu fördern, neue Möglichkeiten für internationale Finanzgeschäfte zu schaffen und als Treuhänder oder Agent bei den ihr auf Grund von Verträgen mit den beteiligten Parteien übertragenen inter-

nationalen Zahlungsgeschäften zu wirken. Das einstweilen mit 25 v. H. eingezahlte Stammkapital beträgt 500 Millionen Schweizer Goldfranken. Es ist von 24 Zentralnotenbanken (darunter der Reichsbank) sowie von einer amerikanischen und einer japanischen Bankengruppe gezeichnet worden. Während der ersten Jahre ihres Bestehens haben die großen deutschen Tributzahlungen die übrige Tätigkeit in den Schatten treten lassen. Mit ihrem Ausbleiben infolge des sogen. Hoover-Jahres schrumpfte das Geschäft beträchtlich. Die vorübergehend auf über 2 Milliarden Schweizer Franken gestiegene Bilanzsumme ging schnell zurück. Sie stellte sich, nachdem die im Herbst 1931 mit dem Abgehen Englands vom Goldstandard eingeleiteten Währungswirren den Zusammenbruch der Golddevisenwährung herbeiführten und im Zusammenhang damit auch die Guthaben der ausländischen Notenbanken stark zurückgeführt wurden, Ende 1931 auf wenig mehr als 1 Milliarde Schweizer Franken und beläuft sich Ende 1934 auf nur noch rund 650 Millionen Schweizer Franken. Die reparationspolitischen Aufgaben der Bank beschränken sich heute auf die Verwaltung der ihr verbliebenen Pflichteinlagen — der Mindestguthaben auf Treuhänderannuitätenkonto (155 Millionen Schweizer Franken), der Einlage der deutschen Regierung (77 Millionen Schweizer Franken) und der Einzahlung auf den Garantiefonds der französischen Regierung (41 Millionen Schweizer Franken) — sowie auf die Treuhändertätigkeit für die Dawes-Anleihe (Deutsche Äußere Anleihe von 1924) und die Young-Anleihe (Internationale 5½-v.-H.-Anleihe des Deutschen Reiches von 1930). — Die bei der Gründung in sie gesetzten Hoffnungen hat die Bank nicht erfüllt. Sie hat nicht, wie erwartet, zur Ausdehnung des Welthandels beigetragen und auch nichts Wesentliches zur Milderung der Weltwirtschaftskrise geleistet. Neuerdings ist sie in stärkerem Maße bemüht, in die ihr zugedachte Funktion als Zentralbank der Zentralbanken hineinzuwachsen.

Berliner Friedensvertrag: zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und Deutschland wurde am 25. August 1921 unterzeichnet. Da die U.S.A. die Ratifizierung des Versailler Diktats abgelehnt hatten, sicherten sie sich in diesem Sonderfrieden die dem Versailler Diktat entsprechenden Rechte. Eine Bindung an die Völkerbundssatzung wurde ausgeschlossen, die Teilnahme an den verschiedenen durch das Versailler Diktat eingesetzten Kommissionen in das Belieben der U.S.A. gestellt.

Berliner Vertrag zwischen Deutschland und Rußland vom 24. April 1926 ist eine Neubestätigung und Ergänzung des Rapallo-Vertrages von 1922. Er enthält, außer einer Neutralitätsverpflichtung im Falle eines unprovozierten Angriffs auf einen der Vertragspartner von dritter Seite und der Verpflichtung, keinem gegen den anderen Vertragsteil gerichteten wirtschaftlichen oder finanziellen Boykott beizutreten, namentlich die Zusicherung dauernder Fühlungnahme zur Herbeiführung einer Verständigung über die beide Länder gemeinsam berührenden Fragen außenpolitischer und wirtschaftlicher Art (Art. 1). Einzelheiten waren in einer deutschen Begleitnote vom 24. April 1926 enthalten. Als der Berliner Vertrag im Mai 1933 ablief, wurde er von den Vertragspartnern um weitere fünf Jahre verlängert.

An Stelle des Hasses gegen Arier, von denen uns fast alles trennen kann, mit denen uns jedoch gemeinsames Blut oder die große Linie einer zusammengehörigen Kultur verbindet, muß die nationalsozialistische Bewegung den Juden als den bösen Feind der Menschheit als den wirklichen Urheber allen Leides, dem allgemeinen Zorne weihen. Sorgen aber muß sie dafür, daß wenigstens in unserem Lande der tödlichste Gegner erkannt und der Kampf gegen ihn als leuchtendes Zeichen einer lichteren Zeit auch den anderen Völkern den Weg weisen möge.

ADOLF HITLER

Fragekasten

Mehrere Anfragen:

Unsere neuen Parteibauten sind im deutschen Stil gebaut, alle anderen Erklärungen und geschwollenen architektonischen Eingliederungsversuche sind sinnlos und sollen besser unterbleiben.

W. D., Stp. Jacobsdorf/Mark.

Eine grundsätzliche Entscheidung, welcher Dienst innerhalb der Gliederungen und Formationen der Partei als vordringlicher angesehen werden muß, kann am „grünen Tisch" nicht gefällt werden.

Es ist Aufgabe der Hoheitsträger, im Einvernehmen mit den zuständigen SA.- bzw. SS.-Führern, von Fall zu Fall eine befriedigende Lösung zu finden.

P. H. Franken, Siegburg, Adolf-Hitler-Platz 6.

Auf Ihre uns zugegangene Anfrage teilen wir Ihnen mit, daß in dem vorliegenden Fall auf Grund der Verordnung zur Durchführung des Gesetzes gegen heimtückische Angriffe auf Staat und Partei und zum Schutz der Parteiuniformen vom 16. März 1935, § 6, Ziffer 1 mit 5 entschieden werden muß. Danach sind alle kennzeichnenden Abzeichen sowie alle Uniformen, die die kennzeichnenden Merkmale der Uniform darstellen, der vorgesetzten Dienststelle des Ausgeschiedenen entschädigungslos abzuliefern. Die Uniform selbst ist, sofern sie nicht schwarz oder dunkelblau bereits ist, umzufärben und der vorgesetzten Dienststelle die Umfärbung unverzüglich nachzuweisen. Hierfür ist eine Frist von drei Monaten vorgesehen.

Mit Zustimmung der vorgesetzten Dienststelle des Ausgeschiedenen kann die Uniform innerhalb drei Monaten an zugelassene Verkaufsstellen der RZM. oder an Angehörige der NSDAP., die zum Tragen einer solchen Uniform berechtigt sind, veräußert werden.

Beim ehrenvollen Ausscheiden ist die vorgesetzte Dienststelle berechtigt, dem Ausgeschiedenen die Uniform zu belassen. Über diese Berechtigung ist eine Bescheinigung der Dienststelle zu erteilen.

Zum Tragen der Uniform ist er jedoch nur berechtigt, wenn das Recht vom Führer bzw. vom Stellvertreter des Führers ausgesprochen wurde.

A. K., Freiburg i. Br.

Wie die NSK. meldet, hat sich die Gemeinde Steinkirchen, Kreis Lübben, bereit erklärt, für alle Jungen, denen es nicht möglich ist, das Geld für den monatlichen Beitrag aufzubringen und die deshalb dem Jungvolk fernblieben, das Geld hierfür an das zuständige Fähnlein 31 (Markgraf Gero) des Jungbannes 1/52 (Lübben-Spremberg) abzuführen. Die Gemeinde Steinkirchen hat somit in großzügiger Weise dazu beigetragen, daß alle Jungen von 10 bis 14 Jahren in ihrem Ort hundertprozentig vom deutschen Jungvolk erfaßt werden.

Es empfiehlt sich, diese Maßnahme auch in den von Ihnen beschriebenen Landstrichen anzuwenden. Damit würde das Problem der mittellosen katholischen Jungen, die dem Jungvolk angehören wollen, von selbst gelöst. Ob katholische Jugendverbände oder Kirchengemeinden für Jugendliche Mitgliedsbeiträge verauslagen oder spenden, entzieht sich unserer Beurteilung.

... haben wir hinter uns

Reiseabenteuer in Deutschland

Stimmungsbild aus Friedrich List's Lebenszeit

Es flog in X mein Hut mir ab,
natürlich über die Grenze,
und als ich, ihn wieder zu holen, lief,
da gab's vertrakte Tänze.

Ich durfte den deutschen Nachbarstaat
nicht ohne Paß betreten,
und da ich bloß spazieren ging,
so hatt' ich mir keinen erbeten.

Das tat ich nun, auch wurde ich
in Gnaden damit versehen,
doch war's um meinen armen Hut
trotz alledem geschehen.

Der war schon längst im dritten Staat
und blieb auch dort nicht liegen,
ihn ließ der schadenfrohe Wind
ein dutzend noch durchfliegen.

Was half mir nun der gute Paß,
den ich in X genommen?
Zehn neue braucht' ich an einem Tag,
da war nicht nachzukommen.

Ich kaufte mir einen andern Hut,
der Meister aber erwählte
den Wiener Kongreß zum Schutzpatron,
als ich mein Schicksal erzählte.

Friedrich Hebbel.

Das deutsche Buch

Alfred Miller:

„Wissenschaft im Dienste der Dunkelmänner"

Eine Abrechnung mit den Verfassern und Hintermännern der „Studien zum Mythus des 20. Jahrhunderts". Verlag Theodor Fritsch, Leipzig, 1935, RM. 1,–.

Miller beleuchtet zunächst einmal den Begriff der „katholischen Wissenschaft", und zwar nicht in langatmigen theoretischen Erörterungen, sondern an eindeutigen Beispielen aus Vergangenheit und Gegenwart. Nach Darlegung der Methoden geht sodann der Verfasser auf Einzelfragen ein und tritt den Beweis an, wie Hexenwahn und Feudalsystem sowie die römische Askese verhängnisvoll für das deutsche Schicksal waren und wie keine noch so wissenschaftliche Deklamation der „Studien" über den Tatbestand hinwegtäuschen kann, daß diese Zersetzung deutschen Blutes und deutschen Geistes aus Rom in den deutschen Lebensraum hineingetragen wurde. Auch die Behauptung von der „gewaltlosen" Kirche und die vielgerühmte thomistische Philosophie werden in die rechte Beleuchtung gerückt.

Millers Buch ist eine Abrechnung mit den „Studien", die deren Wissenschaftlichkeit aufs bedenklichste erschüttert und sie als das kennzeichnet, was sie wirklich sind: eine in der Gelehrtentoga vorgetragene Propaganda für den römischen Geist. Sehr richtig weist Miller in seiner Arbeit darauf hin, daß die geistigen Kämpfe von heute ihre entscheidende Sinngebung erhalten aus dem Siege des Lebens über den Geist, aus dem Siege der

blutgebundenen Seele über den klügelnden und rechnenden Verstand.

Prof. D. Dr. Hugo Koch:

„Rosenberg und die Bibel"

Zum Streit um den „Mythus des 20. Jahrhunderts".

Verlag Theodor Fritsch, Leipzig, 1935, RM. 1,—.

Wie schon der Titel sagt, befaßt sich das Buch mit den biblisch-exegetischen Fragen, die im „Mythus" angeschnitten werden und auf welche die „Studien" ihre schärfsten Waffen richteten, um daraus ihr stärkstes Fechtertalent zu entwickeln. Koch zeigt an Methode und Geschichte, wie unhaltbar die Ausführungen der „Studien" sind und wie die nüchternen wissenschaftlichen Ergebnisse der alt- und neutestamentlichen Forschungen in vollem Einklang stehen mit den Darlegungen des „Mythus". An dem Buche Kochs wird offenbar, wie vergeblich die Bemühungen der „Studien" sind und bleiben werden, über die Inspirationsauffassung der Bibel den Schild der Wissenschaft halten zu wollen. Alle die umstrittenen Fragen, wie Javebegriff, alttestamentlicher Unsterblichkeitsglaube, die Persönlichkeit Christi, das paulinische Christentum, erfahren durch Koch eine sach- und fachmännische Erörterung, die gleicherweise wissenschaftlich einwandfrei und allgemeinverständlich ist.

Wissenschaftliche Zuverlässigkeit, Sicherheit in der Beherrschung des Stoffes, Vertrautheit mit der einschlägigen Literatur, flüssiger Stil machen das Buch zu einer anerkennenswerten Leistung.

Dr. Robert Ley:

„Deutschland ist schöner geworden"

Siebzehn Reden des Reichsorganisationsleiters.

Herausgegeben von Hans Dauer und Walter Kiehl, mit fünf Kunstdrucktafeln. Vorwort von Claus Selzner. Mehden-Verlag, Berlin SW 68. Preis 4,50 RM. in Leinen.

Der zweite Band der Reden des rührigen Reichsorganisationsleiters der Partei und Reichsleiters der Deutschen Arbeitsfront ist gerade so rechtzeitig erschienen, daß er den starken Einfluß seiner zwischen Maschinen und schaffenden Menschen entstandenen Gedanken noch in die Vorbereitung der Vertrauensratswahlen einwirken lassen kann. Neben dieser Aufgabe, zuverlässigstes Rüstzeug zu sein, ist das Buch ein Dokument der Neugestaltung des deutschen Arbeitertums und die beste Antwort auf die dereinst immer häufiger zu erwartende Frage: Wie war es möglich, daß Deutschland schöner wurde? Es war möglich aus der Kraft, die die Herausgabe dieses Buches überhaupt erst möglich werden ließ und die nun auch aus dem belebten Papier zu uns spricht.

Theodor Lüddecke:

„Meisterung der Lebenskrise"

Paul List Verlag, Leipzig, 1934. In Leinen gebunden RM. 6.80.

Ein Werk, das bereits hohe Anerkennung zuständigster Stellen gefunden hat und das doch immer wieder erneut herausgestellt zu werden verdient, wie wirklich nur wenige andere Bücher der neuen Zeit. Hier wird von einer durch die persönliche Entwicklung dazu besonders befähigten Kraft tiefstes Erkenntnisgut der entscheidenden Fragen unseres völkischen Seins oder Untergehens mit positivem Ziel verantwortungsbewußt ausgerichtet und Zug um Zug eines hart in den Tatsachen der modernen Maschinenwelt stehendes Bild der national- und sozialpolitischen Pflicht jedes einzelnen vermittelt. Klare Einfachheit der Problembetrachtung ermöglicht jedem Deutschen hier ein Erlebnis des positiven Ringens mit den ernsten Gefahrenquellen unserer Zivilisation. Der schaffende Volksgenosse erhält einen vielseitigen und immer großen Einblick in die menschlich-völkischen Auswirkungen der modernen Arbeits- und Lebensmethoden. Etwas zu hart dürfte das Problem „Volk ohne Raum" durch andere Gesichtspunkte vom Verfasser angegriffen worden sein, was nicht ausschließt, daß seine Erkenntnisse von gleicher Bedeutung sind. Dem aktiven Nationalsozialisten ist das Buch ein gutes Rüstzeug.

Dr. Fritz Heinsius und Georg Ebert:

„Sonne und Schatten".

Verlag der Deutschen Ärzteschaft, Berlin, 1935. Geheftet 2,85 RM., gebunden 3,95 RM.

Der Begriff „Kraft durch Freude" ist in diesem Buch Form geworden in dem Bemühen, den wichtigen Arterhaltungs- und Zuchtgedanken in ebenso schöner wie unaufdringlicher Weise volkstümlich zu erläutern. Ein Buch von kulturellem Wert mit wohlgepflegtem Text und guten Bildern. Auch als Geschenk an Deutsche und Ausländer nur zu empfehlen.

Dr. W. Herschel:

„Neues Arbeitsrecht, insbesondere das Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit".

Schaeffer-Verlag, Leipzig, 1936. 1,65 RM.

Die hier bereits genannte Schriftenreihe „Neugestaltung von Recht und Wirtschaft" bringt in diesem, ihrem 19. Band eine erste zusammenhängende Darstellung des nationalsozialistischen Arbeitsrechtes in allgemein verständlicher Erörterung. Sie will ein Helfer für alle sein, die sich über das neue Arbeitsrecht unterrichten wollen und trägt den Unbedenklichkeitsvermerk der NSDAP.

Bücher zu unseren Aufsätzen:

„Deutsche Kaiser im Mittelalter"

Alfred Rosenberg:

„Der Mythus des 20. Jahrhunderts"

Hoheneichen-Verlag, München, 1935. Preis 6,— RM.

„Unsere N.S.-Presse"

Adolf Hitler:

„Mein Kampf".

Zentralverlag der N.S.D.A.P., Franz Eher, Nachf. G. m. b. H., 1935. Preis 7,20 RM.

Dr. Hans A. Münster:

„Zeitung und Politik".

Eine Einführung in die Zeitungswissenschaft. Universitätsverlag von Robert Noske, Leipzig, 1935.

Auflage der Februar-Folge: 1 180 000.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Schriftleitung. Herausgeber: Reichsschulungsleiter Dr. Max Frauendorfer. Hauptschriftleiter u. verantwortl. f. d. Gesamtinhalt: Franz H. Woweries M.d.R., Berlin W 57, Potsdamer Str. 75, Fernruf B 7 Pallas 0012. Verlag: Zentralverlag der N.S.D.A.P. Franz Eher Nachf. G.m.b.H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 88. Fernruf A 1 Jäger 0022. Druck: M. Müller & Sohn K.G., Berlin SW 68.

Die Deutsche Kulturbuchreihe

Mit ihren schönen und auserlesenen Bänden aus dem volkhaften Schrifttum der Zeit gehört die Deutsche Kulturbuchreihe in das Haus jedes Nationalsozialisten. Alle nach dem 1. Oktober 1935 oder später beigetretenen Mitglieder können die bisher erschienenen Bände zu gleichen Bedingungen sofort nachgeliefert erhalten. Werde Mitglied und lies mit!

CARL VON BREMEN:

Die Schifferwiege

Niederdeutscher Heimat- und Seefahrerroman

FRIEDRICH EKKEHARD:

Sturmgeschlecht

Der erste Geschichtsroman der Hitler-Zeit

KUNI TREMEL-EGGERT:

Barb

Der große volkstümliche Frauenroman

HEINRICH ECKMANN:

Eira und der Gefangene

Geschichte eines deutschen Kriegsgefangenen

KURT KLUGE:

Der Glockengießer Christoph Mahr

Ein Roman des deutschen Handwerks

Reihe A: vierteljährlich ein Halblederband. Monatliche Gebühr RM. 0,90.

Reihe B: vierteljährlich ein Halblederband der A-Reihe, dazu ein zweites Buch nach Wahl. Monatliche Gebühr RM. 1,80.

Auskunft in jeder Buchhandlung, bei den Ortsverbänden der NS.-Kulturgemeinde und im Zentralverlag der NSDAP., Frz. Eher Nachf. G.m.b.H., Zweigstelle Berlin, Zimmerstr.88-91

Titelseite: Castell del Monte (Italien)
Zeichnung Professor Tobias Schwab